



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bundesamt für Bevölkerungsschutz BABS
Office fédéral de la protection de la population OFPP
Ufficio federale della protezione della popolazione UFPP
Federal Office for Civil Protection FOCP

> 28.2017

> THEMA: TOTENKULT UND KULTURGÜTERSCHUTZ
> THÈME: CULTE DES MORTS ET PROTECTION DES BIENS CULTURELS
> TEMA: CULTO DEI MORTI E PROTEZIONE DEI BENI CULTURALI
> THEME: CULT OF THE DEAD AND PROTECTION OF CULTURAL PROPERTY

KGS
PBC
PBC
PCP



FORUM



TOTENKULT UND KULTURGÜTERSCHUTZ

CULTE DES MORTS ET PROTECTION DES BIENS CULTURELS
CULTO DEI MORTI E PROTEZIONE DEI BENI CULTURALI
CULT OF THE DEAD AND PROTECTION OF CULTURAL PROPERTY

INHALT

CONTENU

CONTENUTO

CONTENT

**TITELBILD |
COUVERTURE | IMMAGINE
DI COPERTINA | COVER**

Im Rahmen der Salzburger Mozartwoche vom 26.1–5.2.2017 tanzten Pferde zu Mozarts Requiem. Die Choreografie von Bartabas stützte sich u. a. darauf, dass in mehreren Kulturen Pferde die Seelen von Verstorbenen ins Totenreich begleiten.

Des chevaux ont dansé sur le thème du requiem de Mozart lors de la semaine Mozart de Salzbourg, qui s'est déroulée du 26 janvier au 5 février 2017. Pour la chorégraphie, Bartabas s'est notamment inspiré du fait que dans de nombreuses cultures, des chevaux accompagnent les âmes des défunts au royaume des morts.

Nella Settimana mozartiana, tenutasi a Salisburgo dal 26 gennaio al 5 febbraio 2017, il Requiem di Mozart è stato accompagnato dalle danze dei cavalli. La coreografia di Bartabas si è basata anche sul fatto che in diverse culture i cavalli accompagnavano le anime dei defunti nel regno dei morti.

As part of the Salzburg Mozart Week (26.1–5.2.2017), Mozart's Requiem was transformed into an equestrian ballet. Choreographed by Bartabas, the performance was inspired by the fact that in many cultures horses accompany the souls of the dead to the afterlife.

Foto: © Internationale Stiftung Mozarteum (ISM), Matthias Baus, 2017 (www.mozarteum.at; Stand: 30.3.2017).



Ivo Zemp

Editorial: «O Tod, wie bitter bist Du [...] O Tod, wie wohl tust Du» 3

Sandra Pichler, Hannele Rissanen, Andreas Niederhäuser

Reich beschenkt ins Jenseits. Kinderbestattungen aus dem latènezeitlichen Fundplatz Basel-Gasfabrik 11

Lambrini Koutoussaki

Jenseitsvorstellungen und Totenrituale. Einblicke in die Sepulkralkultur der griechisch-römischen Antike 18

ICOMOS-Arbeitsgruppe «Historische Friedhöfe» 27

Dave Lüthi

Inventaires de monuments funéraires en Suisse romande: L'exemple de la Cathédrale de Lausanne 28

Uli Wunderlich

Makabre Rituale. Vom vermeintlichen Menschenopfer über den Totentanz zum Zunftfest 35

Victor Manser

Totenbrauchtum und Totenandenken in der Ostschweiz 42

Roland Inauen

Bretter. Die letzten Zeugen eines ausgestorbenen Totenbrauchs in Appenzell I. Rh. 50

Thomas Reitmaier

Administrativ versorgt. Der Friedhof der Korrekationsanstalt Cazis Realta, Graubünden. 54

Zara Tiefert-Reckermann

Der Wald als Ort der Stille. Zur Entstehung des Waldfriedhofs in Schaffhausen 60

Boris Schibler

Städte für die Toten. Schweizer Grossfriedhöfe zwischen 1910 und 1940 68

Fabienne Hoffmann

Recenser les cimetières ou comment rendre visible le travail des spécialistes de la PBC 75

Rino Büchel

Der Tod gehört zum Leben wie das Kind zur Mutter. Konkrete Inventarisierungsarbeiten im Rahmen von KGS-Kursen 80

Jutta Lange

Museum für Sepulkralkultur (Kassel). 86

Service

Wanderung zu Kulturgütern (Endingen – Baden, AG) 91

Nachschau: Ausstellung im Bernisch Historischen Museum 94

Nachschau: Publikation zur Kirche Biel-Mett (BE) 97

Impressum / Adressen KGS 99

EDITORIAL

«O TOD, WIE BITTER BIST DU...

O TOD, WIE WOHL TUST DU...»¹



*Dr. Ivo Zemp,
Mitarbeiter in der
Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege im
Bundesamt für
Kultur, Bern.
Dipl. Architekt
ETH. Von 1999–
2001 Denkmal-
pfleger des Kan-
tons Obwalden.
Von 2004–2015
Mitglied der Eid-
genössischen
Kommission für
Kulturgüterschutz
(EKKGS).
2005 Dissertation
bei Prof. Dr. Wer-
ner Oechslin an
der ETH Zürich
zum Thema «Die
Architektur der
Feuerbestattung
– Eine Kultur-
geschichte der
Schweizer
Krematorien»³.*

Liebe Leserinnen, liebe Leser

**Die Gesellschaft fürchtet sich nicht vor dem Alltäglichen, alles hat seine Normalität und nimmt seinen Gang. Auch der Tod ist alltäglich, doch nichts scheint schwerer zu wiegen als dieses Unerträgliche, Unergründliche – die Schwere des Mystischen, jenes Ungewisse. Der Zeitpunkt seines Eintretens ist nicht vor-
aussehbar, grenzenlos; er bringt tiefsten Schmerz und ist doch so reizvoll, dass sich ganze Generationen durch alle Epochen hindurch mit ihm befass(t)en.**

Totentänze und Todesdarstellungen zeugen davon – als ob sich das Heil in einem letzten Bild, dem Abbild des Lebens, darstellen, ja gar vergeben liesse. Die Trauer, diese schreckliche Botschaft, trifft die Hinterbliebenen hart und fordert deren Erdulden in diesem Leben. Die Nachricht vom Tod eines vertrauten Menschen erschüttert uns und stellt grundsätzliche Fragen zu unserem Dasein. Weil wir alle sterblich sind. Trotzdem sind wir beseelt von diesem Verdrängungskampf, diesem steten Widerstreben gegen das Unvermeidliche, gegen das, was der deutsche Philosoph Martin Heidegger (1889–1976) das «Sein zum Tod» genannt hatte.

RITUALE ZUR TRAUERBEWÄLTIGUNG

Schon in frühesten Zeiten wurde versucht, den Verlust eines geliebten Menschen in Form von Erinnerungen und Ritualen zu verarbeiten. In vielen Kulturen ging und geht man dabei von einer Art «Weiterexistieren» im Totenreich, von einer Auferstehung oder von einer späteren Wiedergeburt aus. Deshalb erhielten die Verstorbenen Grabbeigaben – von Waffen oder Werkzeugen bis hin zu Speisen, Schmuck und Amuletten. In allen Religionen gibt es definierte Abläufe, wie mit Toten respektvoll umzugehen ist. Im Christentum gehören dazu neben der Totenwache eine kirchliche Begräbnisfeier, verschiedene Tage in einem Kalenderjahr, an denen man der Verstorbenen gedenkt (insbesondere auch Allerheiligen) sowie das Anlegen von Grabmälern auf Friedhöfen. Eindrückliche Beispiele von Totenkulten kennen wir aus dem alten Ägypten, wo in Pyramiden mumifizierte Körper in Sarkophagen beigesetzt wurden. Römische Gräberfelder und -denkmäler befanden sich an wichtigen Ausfallstrassen, da zu jener Zeit Bestattungen innerhalb von Siedlungen verboten waren – die Gräberstrasse in Pompeij zeugt als Beispiel davon.² Und aus jüngerer Zeit erinnert eine Vielzahl kleiner oder monumentaler Grabmäler auf Friedhöfen an die Verstorbenen. Doch nicht immer war und ist die Möglichkeit einer derartigen Erinnerungskultur erwünscht. Kriminelle und Selbst-

1 Der Weg führt zwischen den beiden flankierenden Bäumen hindurch zum Krematorium in La Chaux-de-Fonds und symbolisiert so den letzten Schritt hin zum Eintritt in eine andere Welt. Foto: © Ivo Zemp.



mörder wurden im Mittelalter unehrenhaft ohne Grabstätte beigesetzt, sozial niedriger stehende Personen wurden oft selbst im Tode räumlich von anderen Gesellschaftsschichten getrennt.

Auch eine Zunahme an anonymen Bestattungen ist zu verzeichnen.

ERD- ODER FEUERBESTATTUNG?

Zum Totenkult gehört die Art der Beisetzung. Während die Erdbestattung in unseren Gefilden lange Zeit als die traditionelle Bestattungsform galt, nimmt die Zahl der Kremationen (Feuerbestattungen) stetig zu. Vier von fünf Verstorbenen werden in der Schweiz heute kremiert – erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die katholische Kirche die Leichenverbrennung bis in die 1960er-Jahre hinein ablehnte. Erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–65) wurde diese Bestattungsart offiziell geduldet. Dennoch: bereits am Ende des 19. Jahrhunderts war aufgrund der wachsenden Städte, der knapper werdenden Platzressourcen auf Friedhöfen sowie fehlender Hygiene das Bedürfnis nach einem «sauberen» Tod gestiegen, bei dem dank der Kremation sterbliche Überreste rasch und diskret beseitigt werden konnten.

Doch der rein technische Vorgang der Verbrennung musste

dabei mit dem Gefühl des Trauerns in Einklang gebracht werden. So entstanden Krematorien als Bauten, die einerseits einen Einäscherungs-ofen (Technik), zum andern einen Abdankungsraum für die Trauerfeier enthielten. «Die Suche der Architekten nach einer angemessenen Form geriet zu einem Spagat zwischen Religion und Verstand, zwischen Gefühl und Maschine, zwischen der Welt der Lebenden und dem Elysium der Toten [...] Die Krematorien entstanden so als hybride Gebilde, die sowohl den technischen, ästhetischen, hygienischen und ökonomischen Anforderungen als auch der Pietät Rechnung tragen mussten»³. Dass für die Architektur der Krematorien qualitativ gute Lösungen gefunden wurden, zeigt sich nicht zuletzt im KGS-Inventar von 2009, welches neun dieser Objekte als Kulturgüter von nationaler Bedeutung auflistet.

Trotz allen Fortschritts gelten Sterben und Tod noch heute (zu) oft als Tabuthemen. Es ist deshalb mit ein Anliegen dieser Forum-Ausgabe, zu einem Umdenken beitragen zu können. Die spannenden Artikel der Autorinnen und Autoren werden mit Sicherheit dazu anregen und Diskussionen ermöglichen. In diesem Zusammenhang freue ich mich ganz besonders, dass die ICO-MOS-Arbeitsgruppe «Friedhöfe» (vgl. S. 27), die ich während einiger Jahre präsidieren durfte, seit dem vergangenen Jahr unter neuer Führung ihre Forschungs- und Vermittlungsarbeit wieder aufge-

nommen hat – ich wünsche den Verantwortlichen viel Elan und Erfolg bei ihren Tätigkeiten.

Wie aktuell das Thema ist, belegen zudem auch etliche Publikationen sowie die kürzlich zu Ende gegangenen Ausstellungen «Söldner, Bilderstürmer, Totentänzer – Mit Niklaus Manuel durch die Zeit der Reformation» (13.10.2016–17.4.2017) im Bernischen Historischen Museum (vgl. S. 94–96 in diesem Forum) oder «Lichterglanz und Totentanz – das Dominikanerinnenkloster Klingental im mittelalterlichen Basel» (29.10.2016–23.4.2017).

EHER GEFÜHL ALS VERSTAND

Bei aller erwünschten und auch benötigten Öffentlichkeit, die das Thema dadurch erhält, gilt es etwas Wichtiges festzuhalten. Die Auseinandersetzung mit dem Tod und der Trauer erfordert insbesondere mehr Gefühl: eine Differenzierung der Religionen, der Gesinnungen, der Rituale, der Identifikation des Einzelnen mit seinem eigenen Tod. Denn letztlich ist das Ableben individuell und nicht zu verallgemeinern. Nicht hier, nicht darstellbar in blossen Worten, nicht vertretbar in Architektur. Der Tod ist ein individueller Prozess, ein In-Sich-Gehen, ein letzter Abschied. Wenn also eine Architektur – und davon sprechen wir auch im Zusammenhang mit Kulturgut – diesen Weg dokumentieren soll, dann angemessen, würdevoll

ÉDITORIAL :

CULTE DES MORTS ET

PROTECTION DES BIENS CULTURELS

und überlegt, vielleicht weniger vom Intellekt geleitet, als vielmehr vom existenziellen Gefühl. Im Räderwerk des Universums wiegt eine Menschenseele so viel wie eine Feder, wenn überhaupt: «Mors janua vitae»⁴.

ANMERKUNGEN

- 1 «O Tod, wie bitter bist du, wenn an dich gedenket ein Mensch der gute Tage und genug hat und ohne Sorge lebet, und dem es wohl geht in allen Dingen und noch wohl essen mag! O Tod, wie wohl tust du dem Dürftigen, der da schwach und alt ist, der in allen Sorgen steckt, und nichts Bessers zu hoffen noch zu erwarten hat!». BRAHMS Johannes, 1896: op. 121, Nr. 3. Text aus dem Liederzyklus «Vier ernste Gesänge», die auf dem Buch Jesus Sirach, Kap. 41, Vers 1–2, beruhen.
- 2 vgl. hierzu z. B. https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Pompeji_um_1900_strasse.jpg
- 3 ZEMP Ivo, 2012: *Die Architektur der Feuerbestattung. Eine Kulturgeschichte der Schweizer Krematorien*. Zitat auf S. 16, 17. Verlag Hier + Jetzt, Baden.
- 4 «Der Tod ist das Tor zum Leben». Lateinisches Sprichwort.

[Letzter Stand für alle erwähnten Links: 30. März 2017].

Chères lectrices, chers lecteurs, La société ne craint pas la routine, la normalité est partout et chaque chose suit son cours. La mort aussi est une routine. C'est pourtant un sujet insupportable et impénétrable qui crée bien des incertitudes. Imprévisible, la mort dépasse l'entendement et ne connaît pas de frontières. Toutefois, bien que source de douleur profonde, elle attise depuis toujours la curiosité des hommes.

Les danses et les représentations macabres témoignent de la volonté des vivants de représenter le salut dans un dernier tableau. En effet, la tristesse est le lot de ceux qui restent. Apprendre qu'un proche nous a quittés nous bouleverse et soulève maintes questions sur notre propre existence. Bien que nous soyons tous mortels, nous sommes continuellement animés par le désir de résister à l'inévitable, à ce que le philosophe allemand Martin Heidegger (1889–1976) appelait l'«Être-vers-la-mort».

DES RITES POUR SOULAGER LA PEINE

Depuis toujours, les hommes ont tenté de combler la perte d'un être cher en créant des rites et des souvenirs. Dans de nombreuses cultures, on croit à la vie après la mort dans l'au-delà, à la résurrection ou à la réincarnation. C'est pourquoi les défunts étaient enterrés avec des objets funéraires

comme des armes, des outils, de la nourriture, des bijoux ou encore des amulettes. Chaque religion a ses rituels pour traiter ses morts avec respect. Les chrétiens veillent les défunts et organisent des cérémonies religieuses. Ils se souviennent d'eux à l'occasion de la fête des morts et leur dédient des tombes dans les cimetières. Un exemple marquant de culte des morts nous vient de l'Égypte ancienne, où les pyramides abritaient des momies placées dans des sarcophages. Les tombes romaines étaient quant à elles installées le long des routes les plus fréquentées, comme à Pompei². A l'époque, il était en effet interdit d'enterrer les défunts dans les villes. Dans un passé plus proche, des pierres tombales plus ou moins monumentales ont été érigées dans les cimetières en souvenir des défunts. Tous ne faisaient cependant pas l'objet de ce culte du souvenir. Au Moyen Âge, criminels et suicidés étaient ensevelis sans honneurs ni sépulture, les personnes de statut social inférieur étaient souvent enterrées à l'écart du reste de la société et de nombreuses inhumations étaient anonymes.

INHUMATION OU INCINÉRATION?

Le culte des morts trouve ses origines dans la tradition. Dans nos régions, où l'inhumation est une tradition de longue date, on note un net accroissement des crémations. Quatre défunts sur cinq sont aujourd'hui incinérés en

Suisse, ce qui est étonnant lorsque l'on pense que l'Église catholique a réprouvé la crémation jusque dans les années 60. Ce mode de sépulture n'est officiellement accepté que depuis le Concile Vatican II (1962–1965). Toutefois, à la fin du 19^e siècle, la crémation était souvent la solution choisie pour faire disparaître rapidement et discrètement les dépouilles, par souci d'hygiène mais aussi au vu de la croissance des villes et du manque de place dans les cimetières.

Les crématoriums sont nés de la nécessité de concilier incinération et deuil. Ces bâtiments abritent non seulement des fours crématoires mais aussi des salles de réunion destinées aux proches du défunt. «Les architectes ont cherché un équilibre entre la religion et la raison, entre les sentiments et la technique, entre le monde des vivants et celui des morts [...]. Les crématoriums sont des bâtiments hybrides qui répondent aux exigences techniques, esthétiques, hygiéniques et économiques tout en tenant compte des aspirations spirituelles»³. Les neuf crématoriums recensés en tant que biens culturels d'importance nationale dans l'Inventaire PBC de 2009 prouvent que des solutions architecturales intéressantes ont été trouvées.

Malgré tous ces progrès, la mort reste encore aujourd'hui un sujet tabou. La présente édition de Forum PBC souhaite contribuer à changer les mentalités et ses articles passionnants ne manque-

ront pas de relancer le débat. Je me réjouis particulièrement que le groupe de travail ICOMOS «Cimetières historiques», que j'ai présidé durant quelques années, ait repris l'année passée ses travaux de recherche et de communication sous une nouvelle direction (cf. p. 27). Je lui souhaite bonne chance et plein succès dans ses activités.

Nous vous proposons également quelques publications et expositions récentes sur ce thème d'actualité (cf. pp. 94–96).

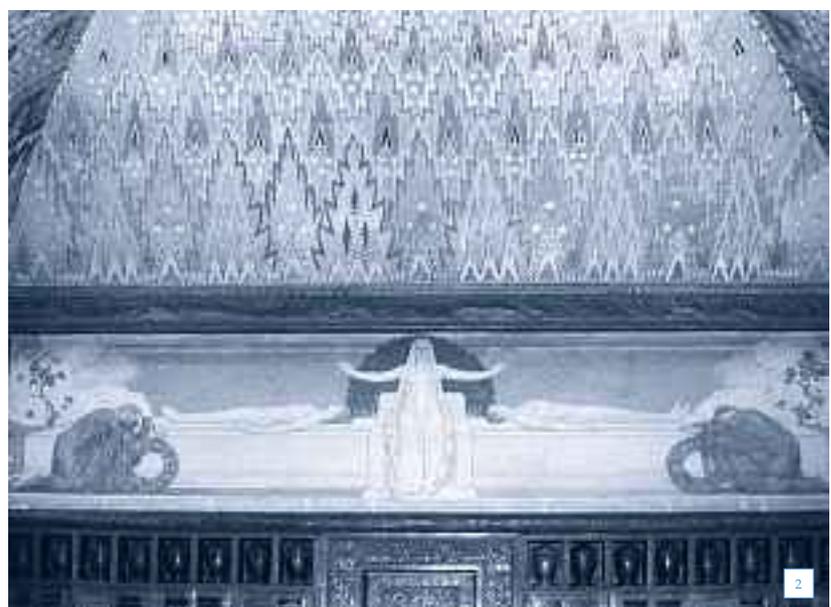
LES SENTIMENTS PRIMENT LA RAISON

Quelle que soit l'importance accordée au thème, une constatation s'impose. La confrontation entre la mort et le deuil nécessite

² A l'intérieur du crématorium de La Chaux-de-Fonds se trouvent des représentations allégoriques sur la mort, le deuil et l'adieu.
Photo: © Ivo Zemp.

d'avantage de sensibilité: une différenciation des religions, des convictions, des rituels et de l'identification de chacun par rapport à sa propre mort. Car finalement la mort est individuelle et ne peut être généralisée ni résumée par de simples mots ou une quelconque architecture. La mort est un processus personnel, un voyage intérieur, un dernier adieu. Donc lorsque l'architecture, en lien avec les biens culturels dont nous parlons, est appelée à refléter ce processus, elle doit le faire de façon digne et réfléchie, davantage guidée par les sentiments que par la raison. Dans l'immense engrenage de l'univers, l'âme humaine a le poids d'une plume, voire moins: «Mors janua vitae»⁴, la mort est la porte de la vie.

Notes, voir p. 5.



EDITORIALE:

CULTO DEI MORTI

E PROTEZIONE DEI BENI CULTURALI

Cari lettori

L'umanità non teme la quotidianità, ogni cosa ha una sua normalità e segue il suo corso. Anche la morte è un evento quotidiano, ma niente sembra più difficile da superare che questo mistero inaccettabile e insondabile. Il momento della morte non è prevedibile. La morte è inconcepibile e non conosce limiti; lascia un vuoto doloroso, ma rimane comunque così affascinante che intere generazioni se ne sono occupate in tutte le epoche.

Le danze e le raffigurazioni macabre sono una testimonianza di come la salvezza potesse essere rappresentata in un'immagine finale che personificava la morte. Il lutto, questo terribile messaggio, colpisce duramente coloro che rimangono. La notizia della morte di una persona cara ci sconvolge e solleva domande fondamentali sulla nostra esistenza, poiché siamo tutti mortali. Tuttavia, siamo animati da questa costante riluttanza verso l'inevitabile, verso ciò che il filosofo tedesco Martin Heidegger (1889–1976) ha definito «Essere per la morte».

RITUALI PER SUPERARE IL LUTTO

Già nell'antichità si cercava di elaborare la perdita di una persona cara con ricordi e rituali. In molte culture si credeva, o si crede tuttora, nella continuazione

dell'esistenza nel regno dei morti, nella resurrezione o nella reincarnazione. I morti ricevevano pertanto dei corredi funerari che potevano consistere in armi, attrezzi, cibarie, gioielli o amuleti. In tutte le religioni esistono riti predefiniti per il trattamento rispettoso dei defunti. Il cristianesimo pratica la veglia del defunto e il rito funebre, celebra festività per commemorare i morti (tra cui anche Tutti i Santi) e tumula le salme nei cimiteri. Esempi emblematici del culto dei morti risalgono all'antico Egitto, dove i corpi mummificati venivano deposti in sarcofagi nelle piramidi. I cimiteri e i monumenti funebri romani erano situati lungo le principali arterie stradali poiché all'epoca era proibito seppellire i morti all'interno degli insediamenti; la Via dei Sepolcri di Pompei ne è una testimonianza.² In tempi più recenti i defunti venivano, e vengono tuttora ricordati, dalle tombe, piccole o monumentali, presenti nei cimiteri. Ma la possibilità di una simile cultura dei morti non era o non è sempre ammessa. Nel Medioevo i criminali e i suicidi venivano sepolti con disonore e senza tomba e le persone degli strati sociali più bassi venivano spesso fisicamente separati dagli altri anche nella morte.

Si registra inoltre un aumento delle sepolture anonime.

SEPOLTURA O CREMAZIONE?

Del culto della morte fa parte anche il tipo di funerale. Mentre la sepoltura è stata a lungo considerata come la forma tradizionale di funerale nella nostra area geografica, il numero delle cremazioni aumenta costantemente. Oggi giorno quattro salme su cinque vengono cremate in Svizzera, e ciò è sorprendente se si considera che la Chiesa cattolica ha rifiutato la cremazione fino al 1960. Questo rito funebre è stato ufficialmente tollerato solo dopo il Concilio Vaticano II (1962–65). L'esigenza di ricorrere alla cremazione per eliminare rapidamente e discretamente le salme sussisteva già alla fine del XIX secolo per la forte crescita demografica nelle città, la mancanza d'igiene e la carenza di spazio nei cimiteri.

Si è quindi trattato di conciliare la cremazione con il dolore del lutto. Sono stati costruiti crematori che oltre al forno comprendessero anche una sala per il rito funebre di congedo. «Gli architetti hanno ricercato un equilibrio tra religione e ragione, tra sensibilità e funzionalità, tra il mondo dei vivi e l'esilio dei morti [...]. I forni crematori sono sorti come una struttura ibrida per conciliare la tecnica, l'estetica, l'igiene, le esigenze economiche e la pietà»³.

Che per l'architettura dei crematori siano state trovate buone soluzioni dal punto di vista qualitativo, lo evidenzia anche l'Inventario PBC del 2009, che elenca nove di questi oggetti tra i beni culturali d'importanza nazionale.

Nonostante tutti i progressi, la morte è ancora (troppo) spesso considerata un tabù. Questo numero di «Forum PBC» intende pertanto contribuire a un cambiamento di mentalità. Gli interessanti articoli, redatti dai diversi autori, apportano sicuramente uno stimolo alla discussione. A questo proposito sono particolarmente lieto che l'anno scorso il gruppo di lavoro ICOMOS «Cimiteri», che ho avuto l'onore di presiedere per diversi anni, abbia ripreso il suo lavoro di ricerca e mediazione sotto una nuova direzione (vedi pag. 27). Auguro ai responsabili un'attività piena di entusiasmo e ricca di successi.

L'attualità di questo tema è confermata anche da diverse pubblicazioni e mostre recenti (vedi pp. 94-96).

IL SENTIMENTO PREVALE SULLA RAGIONE

Per quanta attenzione sul tema si riesca ad ottenere, si deve tenere presente un punto importante. Il confronto con la morte e il lutto richiede soprattutto una maggiore sensibilità: una differenziazione delle religioni, delle fedi, dei rituali e dell'identificazione



dell'individuo con la sua morte. Dopo tutto, il trapasso è individuale e non può essere generalizzato. Non può essere espresso a parole, né tramite l'architettura. La morte è un processo individuale, un viaggio in se stessi, un ultimo commiato. Se l'architettura di cui qui parliamo in relazione con i beni culturali, intende documentare questo ultimo viaggio, lo deve fare in modo rispettoso, dignitoso e ponderato, ossia più guidato dai sentimenti che dalla ragione. Nell'ingranaggio dell'universo un'anima umana pesa quanto una piuma, se non addirittura di meno: «Mors janua vitae»⁴, la morte è la porta della vita.

Note, vedi p. 5

³ Il crematorio di Bellinzona è un edificio in calcestruzzo a tetto piano che dall'esterno appare piuttosto sobrio. Tuttavia, l'interno si presenta come uno spazio protettivo a forma di caverna che crea una certa intimità tra il defunto e i famigliari presenti. Foto: © Ivo Zemp.

EDITORIAL:

CULT OF THE DEAD

AND CULTURAL PROPERTY PROTECTION

The everyday holds no fear for society. Normality always returns and we soon get back to business as usual. Yet, there is one feature of our everyday life which appears to weigh down heavily upon us: the unbearable, unfathomable, incalculable act of dying. Death is inconceivable and infinite, its timing unforeseeable, its corollary the most profound grief. The fascination that death exerts over us is such that throughout history humans have developed and upheld traditions and rituals to help them come to terms with it.

Danse macabre and the myriad representations of death bear this out. It is as if a final picture, a reflection of a life lived are a physical manifestation of salvation. Grief takes a terrible toll on those left behind. News of the passing of someone close shakes us to our core and raises fundamental questions about our own existence. Death will come to us all, yet we manage to draw inspiration from this never-ending fight against the unavoidable or, as German philosopher Martin Heidegger (1889–1976) called it, the “being-towards-death”.

MOURNING RITUALS

Even our ancient ancestors practised acts of remembrance and rituals to help them deal with the loss of a loved one. Many cultures believed/still believe that the dearly departed “live on” in the kingdom of the dead, or that they

are resurrected or will be later reincarnated. This is why they bury items (“grave goods”) with the dead – from weapons and tools right up to food, jewellery and amulets. Every religion has prescribed rites in place to ensure the respectful treatment of the dead. Christians, for example, keep a vigil by the body, hold an ecclesiastical funeral service, have several Feast Days during the year to remember the deceased (All Souls’ Day, for example), and erect headstones on graves. There are some impressive examples of the cult of the dead from Ancient Egypt, such as the entombment in pyramids of sarcophagi containing mummified corpses. Roman burial grounds and monuments were located on key traffic arteries because inhumation in settlements was forbidden; the Street of Tombs in Pompeii is one such example.² In more recent times, many small or monumental headstones serve as a reminder of the deceased. Yet, this culture of remembrance was, and sometimes still is, unwelcome. In the Middle Ages, murderers and suicide victims were interred in ignoble graves; as in life, the final resting place of the lowly was far away from members of the higher echelons of society.

The number of anonymous burials is also on the rise.

INHUMATION OR CREMATION?

The type of burial is also part and parcel of the cult of the dead. While inhumation has long been the traditional form of interment in our part of the world, cremations are growing in popularity. In Switzerland, four out of five deceased are cremated – an astounding figure given that the burning of corpses was outlawed by the Catholic Church until the 1960s. It was only after the Second Vatican Council (1962–65) that this type of burial was officially condoned by the Church. However, towards the end of the 19th century, rapidly expanding towns and cities, cramped cemeteries and inadequate hygiene led to a growing need for a “clean” death. Cremation therefore became an efficient and discreet way to dispose of the dead.

The problem though was bringing a personal and emotional touch to this purely technical process. Consequently, purpose-built crematoria were constructed that not only had the requisite cremation furnace but also a special room where the bereaved could hold a funeral or memorial service. “The architects’ quest for a fitting design resulted in a balancing act between religion and reason, the emotional and the mechanical,



4 Zurich Sihlfeld A is Switzerland's oldest crematorium. It was built in 1889. Photo: © BFA Zurich.

tectural forms. Death is an individual process, a kind of soul-searching, a final farewell. An architectural concept, including those examples from the cultural property domain, ought to document this pathway, but it should do so in an appropriate, dignified and judicious manner that is informed less by intellectual considerations than by existential emotions. Within the machinery of the universe, the human soul is as light as a feather, if it weighs anything at all. "Mors janua vitae".⁴

the world of the living and the Elysium of the Dead [...]. Crematoria therefore emerged as hybrid structures which had to satisfy technical, aesthetic, hygienic and economic imperatives while also showing sufficient respect to the dead and those left behind."³ As the 2009 Swiss PCP Inventory shows, the solutions that the architects reached were indeed successful: a total of nine crematoria are listed as cultural property of national importance.

Despite the many advances that have been made, dying and death are still all too frequently a taboo subject. This issue of PCP Forum is therefore an opportunity for a rethink. The fascinating articles will certainly contribute to this process and stimulate discussion. In this regard, I am particularly delighted that the ICOMOS "Cemeteries" working group, which I presided over for several years, has since resumed its research and mediation work with

a new director at the helm (see p. 27). I wish all involved every success with their endeavours.

Indeed, this is very topical as evidenced by the many publications and exhibitions on the subject of death which have appeared in recent times (see pp. 94–96).

HEART OVER HEAD

While the publicity given to this subject is not only welcome and necessary, greater emotional investment is needed in how we tackle death and bereavement. It is important that we take on board different attitudes to the subject, whether religious or secular, the diversity of rituals that are practised, as well as individual identification with one's death. Ultimately, death is a highly personal experience; it does not lend itself to generalisation. It cannot be described in mere words or fully conveyed by archi-

Explanatory notes, see p. 5.

REICH BESCHENKT INS JENSEITS

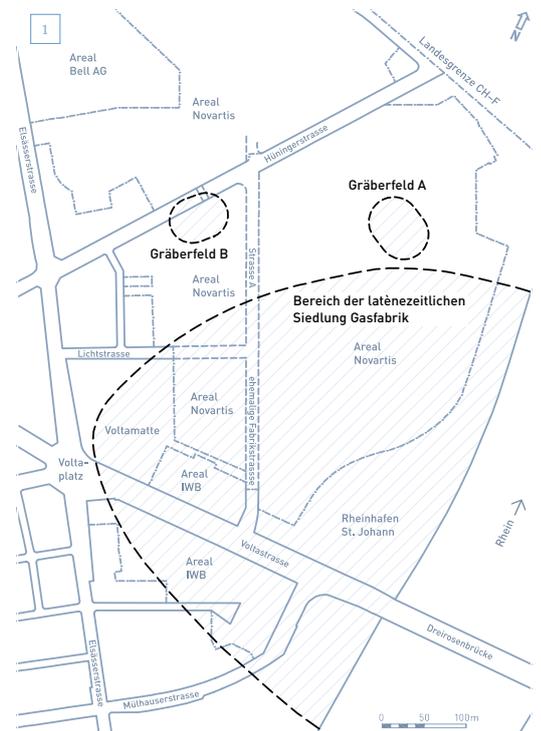
KINDERBESTATTUNGEN AUS DEM LATÈNEZEITLICHEN FUNDPLATZ BASEL-GASFABRIK



Dr. Sandra Pichler, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin der Arbeitsgruppe Archäoanthropologie am Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel. Ihr Forschungsschwerpunkt sind die Wechselwirkungen zwischen Mensch, Kultur und Umwelt in prähistorischen Bevölkerungen.

Im Zusammenhang mit Bauarbeiten am städtischen Gaswerk wurde 1911 im Norden der Stadt Basel eine direkt am linken Rheinufer gelegene, späteisenzeitliche Siedlung (150–80 v. Chr.) entdeckt (Abb. 1). Weil ihr historischer Name unbekannt war, erhielt sie den Namen *Basel-Gasfabrik*. Heute zählt sie zu den bedeutendsten keltischen Fundstellen der späten Eisenzeit in der Schweiz und ist im Kulturgüterschutzinventar der Eidgenossenschaft als archäologische Fundstelle von nationaler Bedeutung aufgeführt.

Für die Region am südlichen Oberrhein hatte die Siedlung eine zentrale Rolle als Handelsplatz und Produktionszentrum inne. Darüber hinaus lassen sich in den Fundspektren weitreichende Fernbeziehungen bis zum Mittelmeerraum erkennen (HECHT; NIEDERHÄUSER 2011).



1 Die Lage und Ausdehnung der latènezeitlichen Siedlung Basel-Gasfabrik mit den beiden Gräberfeldern (schraffierte Gebiete).
Grafik: © Peter von Holzen, Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt (ABBS).



Lic. phil. Hannele Rissanen, Archäologin, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt. Ihr Hauptforschungsinteresse gilt der Latènezeit. Foto: Michael Wenk.

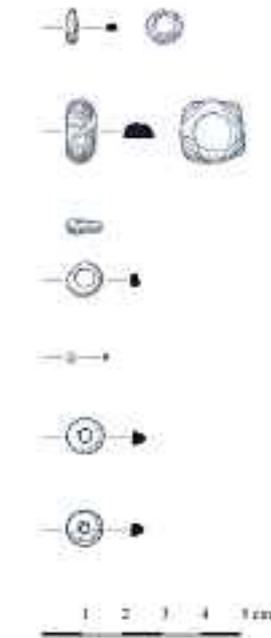


Lic. phil. Andreas Niederhäuser, Historiker, wissenschaftlicher Redaktor der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt. Foto: Michael Wenk.

GRÄBERFUNDE

Ein erstes zur Siedlung gehörendes Gräberfeld (A) wurde 1915 entdeckt und in Teilen in den Jahren 1917 sowie 2006 archäologisch untersucht. Ein weiteres Gräberfeld (B) kam 2005 zum Vorschein und konnte ebenfalls teilweise ausgegraben werden. So sind bis heute aus beiden Gräberfeldern zusammen beinahe 200 Gräber archäologisch erfasst. Wie in vielen anderen latènezeitlichen Fundstellen finden sich in *Basel-Gasfabrik* menschliche Skelettreste nicht nur in den Grä-

berfeldern, sondern auch in der Siedlung selbst: vollständige Skelette, aber auch zahlreiche isolierte Schädel und Knochen wurden in Brunnen, Gruben und anderen Siedlungsbefunden entdeckt und belegen einen vielgestaltigen Umgang mit den Toten.



Diese menschlichen Überreste standen im Fokus eines interdisziplinären Forschungsprojektes mit dem Titel *Über die Toten zu den Lebenden: Menschliche Überreste vom spätlatènezeitlichen Fundplatz Basel-Gasfabrik und ihre kulturgeschichtlichen Deutungen*, an dem die Universitäten von Basel, Freiburg i. Br. und Mainz sowie die Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt beteiligt waren.

Das Projekt wurde vom Schweizerischen Nationalfonds, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel und der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt (ABBS) gefördert. Erste Ergebnisse zu den Lebensbedingungen, zur Ernährung und zur Totenbehandlung der eisenzeitlichen Bevölkerung liegen bereits vor (KNIPPER et al. 2016; PICHLER et al. 2014; PICHLER et al. 2015), weitere Publikationen sind in Vorbereitung (PICHLER et al. in Vorb.; RISSANEN in Vorb.).

Im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen die Kinderbestattungen aus den beiden Gräberfeldern. Obwohl Kinder einen substantiellen Anteil der Bevölkerung in prähistorischen und historischen Gemeinschaften ausmachten, wurden sie in der archäologischen Forschung lange Zeit kaum wahrgenommen (RÖDER 2010). Aufgrund der Fundsituation in *Basel-Gasfabrik*, wo sich hauptsächlich in den Boden eingetiefte Befunde wie beispielsweise Brunnen und Keller- oder Getreidegruben erhalten haben, lassen sich Kinder und ihre Lebensbereiche in der Siedlung kaum erfassen. Die grosse Zahl der zwischen 2005 und 2007 untersuchten Kindergräber erlaubt dagegen weitreichende Aussagen zu den Lebensbedingungen und der Wertschätzung der jüngsten Mitglieder der eisenzeitlichen Bevölkerung.

KINDERBESTATTUNGEN

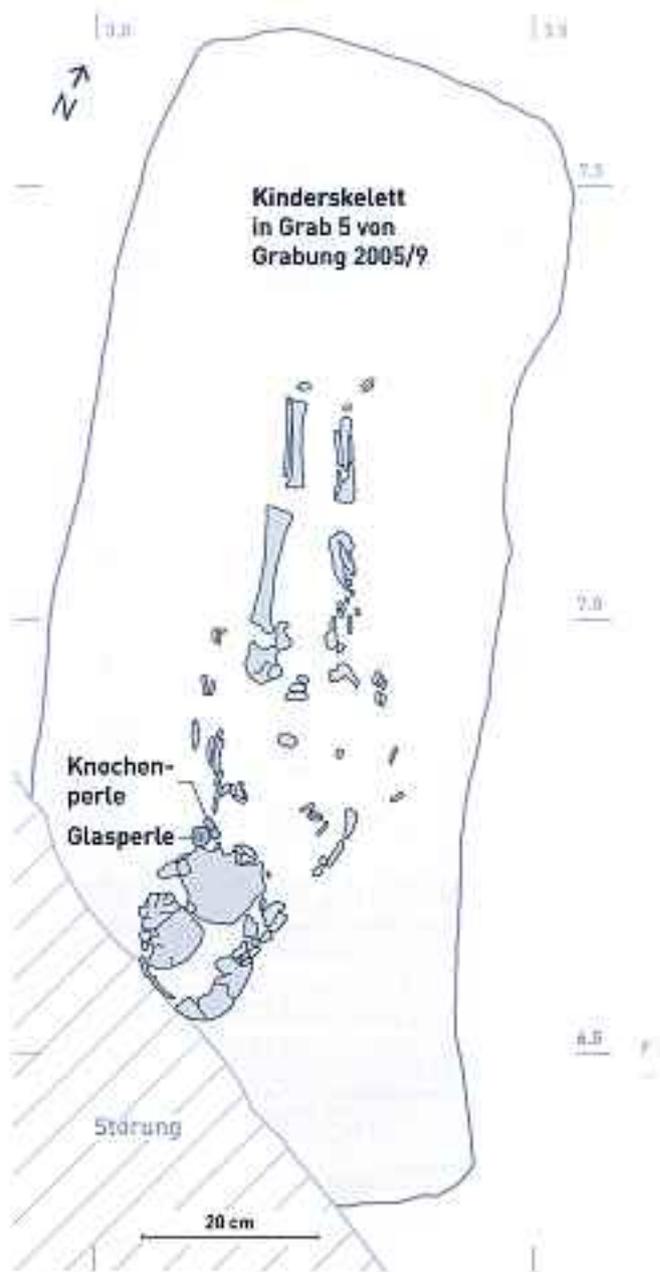
In den Gräberfeldern von *Basel-Gasfabrik* wurden Menschen aller Altersklassen ohne Sarg in einfachen, meist in Nord-Süd-Lage ausgerichteten, länglich-ovalen Grabgruben bestattet. Wie in der Eisenzeit üblich, wurden manchen Toten Gegenstände – gewöhnlich Schmuck und keramisches Geschirr – ins Grab mitgegeben. Dabei wurden Kinder nicht nur häufiger, sondern auch mit zahlreicheren Beigaben ausgestattet als Erwachsene. Dies ist umso auffälliger, als infolge der hohen Kindersterblichkeit die Anzahl der Kinder in den Gräberfeldern sehr hoch ist: Von den 46 Individuen, die in den Ausgrabungen der letzten Jahre auf den beiden Gräberfeldern entdeckt wurden, sind 28 verstorben, noch bevor sie ihr 14. Lebensjahr erreicht hatten.

2 Die Knochen des Kindes aus Grab 2 (Gräberfeld A) haben sich im Gegensatz zu den Glasperlen (Pfeil) im kiesigen Boden nur schlecht erhalten. In der Vergrößerung lässt sich bei den kleinen blauen Perlen der bei der Produktion entstandene Glasfaden noch gut erkennen (vgl. auch Abb. in Farbe auf der Rückseite des Heftumschlags). Grafik: © ABBS.

3 Skelettumzeichnung zum Kleinkind aus Grab 5 (Gräberfeld B) mit der Knochen- und der Glasperle im Halsbereich und einer – auf der Zeichnung nicht sichtbaren – Münze im Mund. Zeichnung: © ABBS.

Diese Zahlen, die uns unvorstellbar hoch scheinen, sind allerdings nicht untypisch für vorindustrielle bäuerliche Bevölkerungen (CHAMBERLAIN 2006). Auch die Sterbeordnung innerhalb der unter 14-jährigen Kinder entspricht diesem Bild: mehr als zwei Drittel von ihnen wurden nicht einmal 4 Jahre alt.

Die Hauptursache für die hohe Kindersterblichkeit in der latènezeitlichen Siedlung waren wohl Infektionskrankheiten (PICHLER et al. 2015). Ohne die Einhaltung hygienischer Bedingungen und ohne eine verlässliche medizinische Versorgung sind sie noch heute für den Tod, gerade von Kleinkindern, verantwortlich (BLACK et al. 2010). Auch die Periode des Abstillens war vor der Einführung leicht verdaulicher, auf die Physiologie von Kindern abgestimmter Nahrung bis in die Neuzeit von einer hohen Rate von Sterbefällen begleitet. Mit dem Abstillen entfiel zudem die über die Muttermilch erfolgende Grundimmunisierung, die dem kindlichen Organismus mit seiner unreifen Immunabwehr beim Überleben hilft (CARLI-THIELE; SCHULTZ 2001). Doch obwohl der Tod eines Kindes ein beinahe alltägliches Ereignis gewesen sein muss, spiegelt sich in den Kindergräbern der Verlust, den die Eltern empfanden, wenn sie Tochter oder Sohn rasch oder nach längerer Krankheit verloren. Dies soll am Beispiel von drei Kindern aufgezeigt werden, die im 1., 2. und 5. Lebensjahr verstarben.



EINE KETTE AUS FEINSTEN PERLEN

In Grab 2 (Gräberfeld A) war ein Kind bestattet, das im Alter von etwa 9 Monaten verstarb. An Skelett und Zähnen finden sich diskrete Marker, die auf physiologischen Stress hinweisen: das Kind muss wohl Zeit seines kurzen Lebens immer wieder gekränkt haben. Um den Hals des Kindes lagen 120 Glasperlen.

Sie gehörten zu einer Kette, die aus wenigen grossen verzierten und vielen einfachen blauen Glasperlen mit einem Durchmesser von lediglich 3–4 mm bestand. Die feinen, bei der Herstellung der blauen Perlen entstandenen Glasfäden sind noch erhalten (Abb. 2). Da sie beim Tragen der Kette durch das Aneinanderreiben der Perlen abgebrochen wären, liegt hier ein seltener Nachweis vor, dass ei-



4 Der Armring aus Lignit (Pfeil) im Ellbogenbereich ist das einzige Schmuckstück, welches das Kind aus Grab 15 (Gräberfeld A) bei der Bestattung am Körper selbst trug. Foto: © ABBS.

nem verstorbenen Kind eine Perlenkette im herstellungsfrischen Zustand ins Grab gegeben wurde. Nach der Lage der Fibeln, die im Bereich der Oberschenkel und der Brust gefunden wurden, war das Kind – in ein Leinentuch gewickelt – in der kleinen Grabgrube beigesetzt worden.

EINE MÜNZE IM MUND

Die Grabgrube von Grab 5 (Gräberfeld B) lag am Rand einer Gruppe von mehreren Kindergräbern. Das im zweiten Lebensjahr verstorbene Kind weist, wohl als Folge von Infektionserkrankungen, leichte Stressmarker an seinen Knochen auf: An den Zähnen ist eine sogenannte Geburtslinie zu erkennen, die im Zusammenhang mit den Strapazen, welche die Geburt für das Baby darstellt, einen kurzfristigen Wachstumsstopp anzeigt. Eine weitere physiologische Belastung durchlebte der Säugling im Alter von etwa 6 Monaten, die allerdings ohne schwere Folgen blieb. Am Hals trug das Kind je eine Perle aus Glas und aus Knochen (Abb. 3, S. 13). Eine Besonderheit stellt die Beigabe einer kleinen Silbermünze, eines sogenannten Obols, dar (Abb. 6/7, S. 16/17). Die Münze lag im Mund – ein auf den beiden Gräberfeldern von *Basel-Gasfabrik* einmaliger und für diese Zeit nördlich der Alpen äusserst seltener Brauch, der bei Frauen- und Kindergräbern nachgewiesen wurde (FREYKUPPER; NICK 2014). Die Beiga-

be erinnert an die griechische Sitte, die Toten mit einer Münze für die Bezahlung der Reise in die Unterwelt auszustatten. Inwiefern die Münzbeigabe im Kindergrab von *Basel-Gasfabrik* von diesem Brauch inspiriert war und welche Bedeutung er im späteisenzeitlichen Kontext tatsächlich hatte, muss jedoch offen bleiben.

MIT DEM SCHMUCK EINER FRAU

Das linke Bein des in Grab 15 (Gräberfeld A) bestatteten, etwa 5-jährigen Kindes ist merklich schwächer als das rechte. An seinen Zähnen zeigt sich zudem eine Stresslinie, die im Alter von etwa 3 Jahren entstand. Beide Beobachtungen zusammen lassen den Schluss zu, dass das Kind möglicherweise zu diesem (recht typischen) Zeitpunkt an Kinderlähmung (Polyomyelitis) erkrankt war und in der Folge mit einer Behinderung leben musste (DGPI 2013). Am linken Arm trug es einen Armring aus Lignit (Abb. 4). Weiterer Schmuck – eine Perle und ein Armring aus Glas, eine fein gearbeitete Gürtelkette aus Eisen und Bronze, ein Finger링 aus Eisen und zwei Fibeln aus Bronze – war dagegen im Bauch- und Beckenbereich platziert. Erstaunlicherweise handelt es sich, abgesehen vom Lignit-Armring, aufgrund der Grösse um den Schmuck einer erwachsenen Frau und nicht um jenen eines Kindes. Dank der Mineralisierung organischer Reste im

Kontakt mit den Metallobjekten konnte nachgewiesen werden, dass unter und zwischen den Schmuckgegenständen Textilien und Fell gelegen haben müssen: Das Kind war in zwei Wollstoffe von unterschiedlichen Feinheitsgraden und in ein Schaffell eingebettet (Abb. 5). Besonders auffällig an den Grabbeigaben ist nicht nur der Umstand, dass hier einem fünfjährigen Kind der Schmuck einer erwachsenen Frau mitgegeben wurde. Der Schmuck ist aufgrund seiner zeitspezifischen Merkmale auch bis zu 100 Jahre älter als die anderen Funde in *Basel-Gasfabrik*. Es stellt sich daher die Frage, ob dieses Grab womöglich das älteste im Gräberfeld ist oder ob das Kind mit von früheren Generationen ererbtem Schmuck beigesetzt wurde (RISANEN; ALDER 2011).

KINDER IM BASEL DER SPÄTEN EISENZEIT

Über die Glaubens- und Jenseitsvorstellungen der Kelten ist nur sehr wenig bekannt. So muss offen bleiben, welche Rolle den Beigaben im Einzelnen zukommt. Der Brauch, besonders die Kindergräber reich auszustatten, zeigt aber, dass offenbar trotz der hohen Kindersterblichkeit der Tod eines Kindes in der latènezeitlichen Siedlung *Basel-Gasfabrik* als Verlust empfunden wurde. Besonders auffällig dabei: Jedes Kindergrab ist einzigartig. Art, Zahl und Zusammenstellung der Grabbeigaben sind individuell – und damit persönlich.



5 Rekonstruktion der verschiedenen Textilien und des Schaffells, in die das Kind aus Grab 15 (Gräberfeld A) eingebettet war. Erkennbar sind auch eine Bronzefibel, die vermutlich die Stoffe und das Fell zusammenhielt, eine fein gearbeitete Gürtelkette aus Eisen und Bronze sowie ein Glasarmring. Grafik: © Heidi Colombi, ABBS.

Darin spiegelt sich eine Zuwendung und Wertschätzung der Eltern, die besonders den jüngeren Kindern zuteil wurde, obwohl – oder gerade weil – sie dem höchsten Sterberisiko ausgesetzt waren. In Grab 15 wird eine weitere Facette des Kinderlebens in der latènezeitlichen Siedlung fassbar. Die reiche Ausstattung mit Beigaben eines Kindes und einer erwachsenen Frau können als Hinweis auf eine spezielle Stellung gewertet werden, die das behinderte Kind innehatte. Insgesamt ermöglichen die Kindergräber einen Einblick in jugendliche Rollen und in die frühe Einbindung von Kindern in die späteisenzeitliche Gesellschaft.

LITERATUR

- BLACK R. E.; COUSENS S.; JOHNSON H. L.; LAWN J. E.; RUDAN I.; BASSANI D. G.; JHA P.; CAMPBELL H.; FISCHER WALKER C.; CIBULSKIS R.; EISELE T.; LIU L.; MATHERS C., 2010: Global, regional, and national causes of child mortality in 2008: a systematic analysis. In: *The Lancet* 375, 2010, 1969–1987.
- CARLI-THIELE P.; SCHULTZ M., 2001: Wechselwirkungen zwischen Mangel- und Infektionskrankheiten des Kindesalters bei neolithischen Populationen. In: LIPPERT A.; SCHULTZ M.; SHENNAN S. J.; TESCHLER-NICOLA M. (Hrsg.): *Mensch und Umwelt während des Neolithikums und der Frühbronzezeit in Mitteleuropa. Rahden/Westfalen*, 173–185.
- CHAMBERLAIN A., 2006: *Demography in Archaeology*. Cambridge.
- FREY-KUPPER S.; NICK M., 2014: Münzen: Der keltische Obolotyp «Bern-Enge» und die Beigabenpraxis im Gräberfeld von Bern, Reichenbachstrasse. In: JUD P.; ULRICH-BOCHSLER S. (Hrsg.): *Bern, Reichenbachstrasse. Neue Gräber aus dem latènezeitlichen Oppidum auf der Engehalbinsel*. Bern, 49–65.
- HECHT Y.; NIEDERHÄUSER A., 2011: *Alltagskultur und Totenrituale der Kelten: Ein Siedlungszentrum am Oberrhein um 100 v. Chr. / The Everyday Culture and Funerary Rituals of the Celts: A central settlement on the Upper Rhine around 100 BC*. Basel.
- DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR INFEKTILOGIE, 2013: *DGPI Handbuch: Infektionen bei Kindern und Jugendlichen*. Stuttgart.
- KNIPPER C.; PICHLER S. L.; RISSANEN H.; STOPP B.; KÜHN M.; SPICHTIG N.; RÖDER B.; SCHIBLER J.; LASSAU G.; ALT K. W., 2016: What is on the menu in a Celtic town? Iron Age diet reconstructed at Basel-Gasfabrik, Switzerland. In: *Archaeological and Anthropological Sciences*. DOI: 10.1007/s12520-016-0362-8.
- PICHLER S.; RISSANEN H.; SPICHTIG N., 2015: Ein Platz unter den Lebenden, ein Platz unter den Toten – Kinderbestattungen des latènezeitlichen Fundplatzes Basel-Gasfabrik. In: KORY R.; MASANZ R. (Hrsg.): *Lebenswelten von Kindern und Frauen in der Vormoderne – Archäologische und anthropologische Forschungen in memoriam Brigitte Lohrke*. Berlin, 257–273.
- PICHLER S. L.; PÜMPIN C.; BRÖNNIMANN D.; RENTZEL P., 2014: Life in the Proto-Urban Style: The identification of parasite eggs in micromorphological thin sections from the Swiss Basel-Gasfabrik late Iron Age settlement. In: *Journal of Archaeological Science* 43, 2014, 55–65.
- PICHLER S. L.; LASSAU G.; ALT K. W.; RÖDER B.; SCHIBLER J., in Vorbereitung: Über die Toten zu den Lebenden. *Interdisziplinäre Synthese. Materialhefte der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 25. Beiträge zu Basel-Gasfabrik 1. Basel.
- RISSANEN H., in Vorbereitung: Umgang mit den Toten: Analyse des Bestattungsbrauchums in der Spätlatènezeit anhand des Fundortes Basel-Gasfabrik. *Phil. Diss. Universität Basel*.
- RISSANEN H.; ALDER C., 2011: Kurz gelebt und reich bestattet. Das Grab eines vierjährigen Kindes mit Beigabe von Frauenschmuck an der Fundstelle Basel-Gasfabrik, Gräberfeld A, Grab 15 (Grabung 2006/27). In: *Jahresberichte der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt* 2010, 2011, 125–158.
- RÖDER B., 2010: Perspektiven für eine theoriegeleitete Kindheitsforschung. In: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 140, 2010, 1–22.

LES TOMBES D'ENFANTS DU SITE ARCHÉOLOGIQUE DE L'USINE À GAZ DE BÂLE

Le site archéologique laténien de *l'usine à gaz de Bâle* (150 à 80 av. J.-C.), classé à l'Inventaire des biens culturels d'importance nationale de la Confédération, fait partie des principaux sites celtiques de la fin de l'âge du fer en Suisse. Cette colonie était un important pôle de commerce et de production dont les échanges s'étendaient jusqu'à la Méditerranée.

Les cimetières A et B du site (fig. 1) témoignent d'un taux de mortalité infantile élevé: plus de 60% des jeunes mouraient avant d'avoir atteint l'âge de 14 ans, la plupart du temps en raison de maladies infectieuses. Bien que les moins de quatre ans fussent particulièrement concernés, leurs tombes contenaient souvent davantage d'offrandes que celles des adultes. C'est ainsi que l'on trouva dans une tombe d'un bébé de neuf mois les 120 perles de verre bleues appartenant à un collier jamais porté (fig 2).

Un autre enfant d'environ 18 mois avait été enterré avec une obole en argent dans la bouche, une coutume peu répandue en Suisse (fig. 3, 6, 7). Parmi les tombes découvertes, la plus riche est celle d'une fillette handicapée de cinq ans dans laquelle on trouva de nombreux objets pour femme et enfant (fig. 4, 5).

La variété et la personnalisation des offrandes trouvées dans les tombes reflète l'attachement et l'estime des parents pour leurs enfants disparus et ce malgré un taux de mortalité infantile élevé. Les tombes donnent un aperçu du rôle de la jeunesse à l'époque et de l'importance des enfants dans la société de l'âge de fer.

LE TOMBE DEI BAMBINI NEL SITO ARCHEOLOGICO PRESSO LA FABBRICA DEL GAS DI BASILEA

Il sito dell'epoca «La Tène» (dal 150 all'80 a. C.) scoperto presso *la fabbrica del gas di Basilea* è iscritto come oggetto d'importanza nazionale nell'Inventario federale della protezione dei beni culturali. Rientra tra i più importanti siti celtici della tarda età del Ferro in Svizzera. L'insediamento ha avuto un ruolo importante come centro commerciale e produttivo, con scambi a lunga distanza fino al Mediterraneo.

Dalle aree cimiteriali A e B, rinvenute presso questo insediamento celtico (fig. 1), è stata dedotta un'elevata mortalità infantile. Oltre il 60% dei bambini sono morti prima di raggiungere i 14 anni d'età. Le cause principali furono probabilmente delle malattie infettive. Anche se sono stati particolarmente colpiti bambini sotto i quattro anni, le loro tombe erano più correate di quelle degli adulti. Nella tomba di un bimbo di circa nove mesi son state trova-

- 6 Côté pile et côté face de la pièce de monnaie retrouvée dans la bouche de l'enfant de la tombe 5 (champ funéraire B). Il s'agit d'une obole de la colonie grecque de Massalia (Marseille) ou d'une imitation celtique. La pièce est composée d'une partie centrale en bronze entourée à l'époque d'une fine couche d'argent. Diamètre: 10–11 mm.
Photo: © ABBS.
- 7



6

JUVENILE BURIALS
 AT THE LATE LA TÈNE SITE
 OF BASEL-GASFABRIK

te 120 perle di vetro blu (fig. 2) facenti parte di una collana che non ha mai indossato durante la sua breve vita. Nella cavità boccale di un bambino di circa 18 mesi è stata trovata una moneta d'argento (fig. 3, 6, 7); simili oboli erano una tradizione molto rara in Svizzera. In una tomba di una bambina di cinque anni con evidenti menomazioni deambulatorie è stato rinvenuto il corredo funerario più ricco in assoluto. È stata sepolta con numerosi oggetti infantili e di genere femminile (fig. 4, 5).

I corredi funerari molto diversificati e personali dei bambini testimoniano l'affetto e la considerazione che i genitori manifestavano per i loro figli defunti nonostante l'elevata mortalità infantile. Queste tombe permettono uno sguardo sui ruoli che assumevano i giovani e sull'integrazione dei bambini nella società dell'età del ferro.

The *Basel-Gasfabrik* late La Tène period site (around 150 to 80 BC), which is listed in the Protection of Cultural Property Inventory as an archaeological site of national importance, is among Switzerland's most important Celtic archaeological sites dating from the late Iron Age. The central site was an important centre for trade and production, with long distance contacts extending as far as the Mediterranean area.

In cemeteries A and B, both associated with the settlement (fig. 1), a high infant mortality rate is revealed: over 60% of children died before the age of 14, probably as a result of infectious disease. Yet even though the under 4 year olds were especially affected, they were also more likely to be buried with grave goods (and more numerous ones) than adults. Among other things, 120 blue glass beads were found

in the grave of an approximately 9-month-old baby. The necklace they belonged to had never been worn in life (fig. 2). An infant who died at about 18 months was found with a silver obol in its mouth (fig. 3, 6, 7), a custom that was seldom practised in Switzerland. The grave of a disabled child of about 5 years of age contained the richest furnishings by far of both cemeteries: it was buried with both child- and adult-sized objects (fig. 4, 5).

The diversity and intensely personal nature of the children's grave goods reflect the devotion and appreciation parents had for their children in spite of the high infant mortality. The graves also provide insights into the roles of young people and the integration of children in Iron Age society.



⁶ Obverse and reverse of the coin
⁷ found in the mouth of an infant buried in Grave 5 (Plot B). The coin is an obol which either originated from the Greek colony of Massalia (present-day Marseille) or was a Celtic imitation. The bronze coin would have originally had a thin silver overlay. Diameter 10–11 mm. Photo: © ABBS.

EINBLICKE IN DIE SEPULKRAL- KULTUR DER GRIECHISCH- RÖMISCHEN ANTIKE



Dr. phil. Lambrini Koutoussaki studierte Klassische Archäologie, Alte Geschichte und Altgriechisch an der Universität Fribourg, wo sie auch promovierte. Leiterin u. a. der Arbeitsgruppe «Historische Friedhöfe» von ICOMOS Suisse. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Sepulkralkultur in der Geschichte sowie die antiken Tonlampen.

Platon beschrieb in seiner *Apolo-
logie*¹ über den Drang des Men-
schen bzw. des Tyrannen nach
Grösse und Reichtum: «Nie-
mand weiss, was der Tod ist, ob
er nicht für den Menschen das
grösste ist unter den Gütern. Sie
fürchten ihn aber, als wüssten
sie gewiss, dass er das grösste
Übel ist». Auf einer lateinischen
Grabinschrift des 1. Jahrhun-
derts v. Chr. aus Ravenna lesen
wir: «Ich spüre nicht die Strafe
des Todes. Die Strafe war das
Leben, der Tod hat mir Erlösung
gebracht».² Dies sind zwei Aus-
sagen, welche die Vorstellung
vom Tod in der griechisch-römi-
schen Antike durchaus treffend
widerspiegeln. Der Tod steht
hier zugleich als das grösste
Gut, aber auch als grösstes Übel!

In jedem Kulturraum der Mensch-
heit gehört(e) die Sepulkralkultur
zu den wichtigsten Verpflichtun-
gen der Hinterbliebenen. Diese
kommt in den verschiedensten
Aspekten zum Ausdruck und ist
von Ritualen geprägt, die eng mit
Begriffen wie Religion, Abschied,
Erinnerung, Trauer, Aberglaube
oder Totenrespekt verbunden
sind. Die Definition der Sepul-
kralkultur³ versteht alle Hand-
lungen, die vor, während und
nach dem Tod eines Menschen
unternommen werden. Sowohl in
Griechenland als auch in Rom so-
wie in Gebieten, die unter direk-
tem oder indirektem Einfluss der
beiden standen, waren diese Be-
griffe durch mehrere Gesetze ge-
regelt. Sie werden heute hie und
da auch mit dem Ausdruck «To-
tenkult» bezeichnet.

Insbesondere ein grosser Teil von
Texten, Grabsprüchen oder Grab-
inschriften aus den jeweiligen
Epochen lassen einerseits das
Ausmass der Todesangst, ander-
erseits eine durchaus natürliche
Haltung und ein Dulden dem
Tod gegenüber erkennen. Die Ta-
buisierung des Todes, wie wir sie
gegenwärtig in unseren westli-
chen Gesellschaften erleben, trat
erst mit der christlichen Religion
ein. Dieser Umstand ist erst ab
dem 4. Jahrhundert n. Chr. fass-
bar, es handelt sich dabei um eine
ziemlich lange Übergangsperio-
de, die noch über Jahrhunderte
hinweg andauerte.

JENSEITS- VORSTELLUNGEN UND DAS SCHICKSAL DER PSYCHE

Was wir in den meisten Religio-
nen unter *Paradies* und *Hölle*
verstehen, war auch in der Antike
ein wichtiger Teil der Todesvor-
stellung. Trotzdem erscheint es
seltsam, dass es bis zum 4. Jahr-
hundert v. Chr. relativ wenige
schriftliche Quellen gibt. Unsere
erste Referenz bleibt immerhin
Homer. In der *Odyssee* schilderte
er das Entsetzen des Odysseus,
als er die Unterwelt betrat:
«Nahm ich die Schafe, und zer-
schnitt die Gurgeln über der Grube;
Schwarz entströmte das Blut:
und aus dem Erebos kamen viele
Seelen herauf der abgeschiede-
nen Toten. Jünglinge und Bräute
kamen, und kummerbeladene
Greise, und aufblühende Mäd-
chen, frühzeitige Trauer im Her-
zen. Viele kamen auch, von eher-

nen Lanzen verwundet, im Krieg erschlagene Männer, mit blutbesudelter Rüstung. Dicht umdrängten sie alle, von allen Seiten die Grube mit grauenvollem Geschrei; und bleiches Entsetzen ergriff mich».⁴ Konkrete Vorstellungen folgten erst in den nächsten Jahrhunderten. Jene Quellen zeigen eine meist einheitliche Version ohne grosse Abweichungen – die Jenseitsvorstellungen stimmten mehrheitlich mit jenen in anderen Kulturen überein, die vorher oder gleichzeitig wirkten (Vorderasiatische Zivilisationen, Ägypten, Etrurien usw.).

Um jedoch die Haltung der Griechen und Römer dem Tod gegenüber zu begreifen, gilt es zuerst in Kürze ihre Mythologie zu betrachten und zu analysieren. Die griechische Mythologie kennt mehrere Figuren, die mit dem Tod in direkter Verbindung stehen, und sehr wahrscheinlich auf das mykenische Zeitalter – wenn nicht gar früher – zurückgehen (16.–11. Jh. v. Chr.). Als Herrscher über die Welt der Toten gehörte *Hades* zu den wichtigsten Gottheiten der griechischen Religion. In der bildenden Kunst wurde er vergleichsweise eher selten dargestellt; meistens als Räuber der *Persephone* oder, mit ihr zusammen, auf dem Thron. Er wurde nur an wenigen Orten verehrt, die bekanntesten darunter waren die Heiligtümer in Böotien, Athen, Messenien oder Olympia. Neben *Hades* kennen wir eine Reihe von Namen, die dem Unterweltgott unterstellt waren oder für ihn eine bestimmte



1 Hermes übergibt dem Totenfährmann Charon einen Jüngling. Weissgrundige Lekythos des Sabouroff-Malers, Mitte des 5. Jhs. v. Chr., Berliner Antikensammlung. Foto: © CC-BY-SA-3.0; www.commonswiki.com unter Sabouroff-Painter (Markus Cyron).

der Seligen⁸ andererseits befanden sich gemäss den Texten am äussersten westlichen Ende der Erde und waren vom Ozean umgeben.⁹ Es herrschte u. a. ewiger Frühling und aus der Quelle des Vergessens¹⁰ wurde der Nektar getrunken, mit dem sie all ihr irdisches Unglück vergassen. Zugang zu diesem Ort hatten die Heroen sowie die Frommen unter den Menschen, die durch die Götter die Unsterblichkeit erlangten.

Funktion erfüllten: *Charon* als Fährmann (vgl. auch Abb. 1), *Thanatos*, der personifizierte Tod, *Erebos*⁵, die personifizierte Finsternis, *Kerberos*, der dreiköpfige Hund und Bewacher des Unterwelteingangs, oder noch *Hermes*, der u. a. als «Seelenbegleiter» bekannt war. *Acheron* und *Styx* waren die zwei wichtigsten Unterweltflüsse, die im neugriechischen Volksglauben bis heute noch mit Angst und Furcht verbunden werden.

Die Unterwelt als solche war in mehrere Bereiche aufgeteilt.⁶ *Tartaros* bildete den untersten Teil des *Hades* und war der Strafort. Dort lagerten diejenigen, die von den Göttern zu ewigen Strafen verurteilt worden waren. Über die verschiedenen Ebenen ist in den Texten sehr wenig nachzulesen. Die Menschenseelen, so der allgemeine Glaube, wurden an einen bestimmten Ort, eine Art «Vorebene», überführt und von den Totenrichtern nach ihren Taten beurteilt und zugeteilt.⁷ Die *Elysischen Gefilde* oder die *Insel*

Eine besondere Bedeutung der Jenseitsvorstellungen finden wir in den Mysterienkulten sowie bei den *Pythagoräern* und bei *Empedokles* (6. Jh. v. Chr.). Hier ist von der «Seelenwanderung» die Rede, nach der die unsterbliche Seele den sterblichen Leichnam verlässt. Die Unsterblichkeit der Seele war demnach eine der wichtigsten Lehren und folglich war die Initiation der Mitglieder in das Leben nach dem Tod erforderlich. Die Orphik¹¹, die Eleusinischen Mysterien¹² sowie mehrere dionysische Feste waren die Hauptträger solcher Vorstellungen. Besonders in der Orphik, welche sich ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. rasch verbreitete, stand der Mensch im Zentrum. Diesem wurden nach der Initiation die Grundsätze aufgeboten, seinen Aufenthalt in den Elysischen Gefilden vorzubereiten. Zahlreiche Grabfunde von eingravierten Lamellen mit Sprüchen und Gebeten, die als eine Art «Passwörter zum Jenseits» interpretiert wurden, kamen ans Tageslicht.



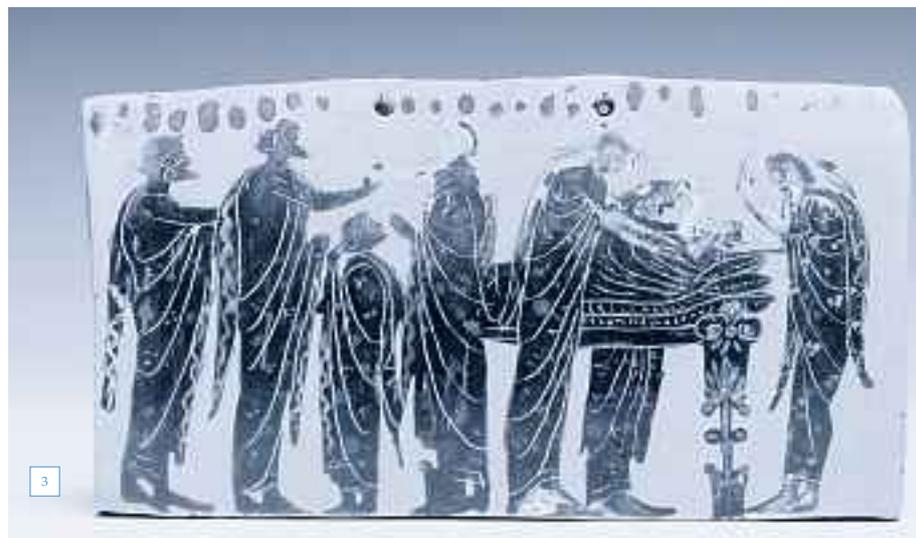
2 Prothesis-Szene. Geometrischer Dipylon-Krater, Mitte 8. Jh. v. Chr. Foto: © wikimedia commons, CC-BY-SA-2.0 (Aisha Abdel). The file has been extracted from: www.flickr.com/photos/24449799@N03/3316554665 (Hirschfeld Workshop).

3 Prothesis-Szene. Schwarzfiguriger Pinax des Gela-Malers, um 500 v. Chr. (Pinax ist eine Tafel aus Holz, gebranntem Ton, Marmor oder Bronze als Weihegeschenk für Götter). Foto: © CC-BY-SA-3.0; (Walters Art Museums); <https://de.wikipedia.org/wiki/Prothesis>.

Platon¹³ sprach – um die Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert v. Chr. – in vielen Passagen vom Jenseits, von den Seelenrichtern und von der Seelenwanderung. Seine Lehre bezog sich vor allem auf das Wesen und die Unsterblichkeit der Seele, bekannt auch als die «platonische Seelenlehre». Für den Philosophen war die Seele unsterblich und vom Körper klar zu trennen. Die Verbindung der beiden war nur vorübergehend, die Seele konnte wiedergeboren werden. Interessanterweise vertrat Aristoteles kurz danach eine etwas andere Ansicht. In seinem Werk *Über die Seele* lokalisiert er sie im Herzen. Sie ist untrennbar vom Körper, unbeweglich, wird aber bei der Geburt empfangen. In den darauffolgenden Jahrhunderten wurden weiterhin unterschiedliche Lehren verbreitet, wie etwa jene der Epikureer (4.–3. Jh. v. Chr.), welche die Seele als Körper im Körper verstanden, also als eine Materie. Nach dieser Lehre löst sich die Seele nach dem Ableben auf, sie ist demnach nicht unsterblich!

RÖMISCHE GOTTHEITEN

Die römische Religion übernahm jene Vorstellungen, die wir im Wesentlichen aus der etruskischen und der griechischen Religion kennen und passte sie an. Kontinuität, wie der Glaube an das Überleben der Seele nach dem Tod, und «Neues», wie der «Kaiserkult»¹⁴, waren hier in jeder Hinsicht evident. Allerdings waren in der römischen Epoche



– wie auch in der griechischen Welt – mehrere Bräuche und Sitten vorhanden, die sich je nach Ort mit jenen der Einheimischen vermischten und nur lokal fassbar waren (dies kann aber hier nicht weiter ausgeführt werden).

Tartarus, *Limbus* und *Elysium* bildeten für die Römer die Unterwelt. *Pluto*, *Orcus*, *Proserpina*, *Dis Pater* galten als die wichtigsten Unterwelt-Gottheiten. *Libitina*, eine ursprünglich etruskische Gottheit, war zuständig für den respektvollen Ablauf einer Bestattung. *Lares*, *Manes* (ab dem 1. Jh. v. Chr.) und *Parentes* waren die guten Toten-Geister, die *Le-muren* hingegen die bösen, und vor ihnen sollte man sich besonders fürchten. Ferner zählten noch *Mania*, *Aera Cura* (die «Hölle»), oder *Dea Tacita* (der Tod) zu den bekanntesten Unterweltfiguren. Eine weniger bekannte Figur war der Unterweltgott *Viduus*,

der die Seele vom Körper trennte. Auch wenn es kaum bildliche Darstellungen der obengenannten Figuren gibt, war die Weiterexistenz der Seele nach dem Tod auch bei den Römern ein immer wiederkehrendes Thema in der Literatur.¹⁵ Seneca etwa schrieb: «Non mortem timemus, sed cogitationem mortis» (Nicht den Tod fürchten wir, sondern nur die Vorstellung des Todes).¹⁶

Betrachtet man alle diese Elemente als globale Erscheinung der griechisch-römischen Welt, so scheinen die Jenseitsvorstellungen in allen Schichten verankert gewesen zu sein. In der Forschung ist oft die Rede von der positiven Eschatologie (dem Aufenthalt der Seele auf den Inseln der Seligen) und der negativen Eschatologie, nach welcher das menschliche Leben zum hoffnungslosen «dunklen» Dasein bei Hades verurteilt ist.¹⁷

BESTATTUNGSRITEN UND IHRE FUNKTION

Eine grosse Menge archäologischer Funde und literarischer Quellen ermöglichen es uns heute, den genauen Ablauf einer griechisch-römischen Bestattung zu rekonstruieren. Auch wenn wir in diesem konkreten Rahmen überwiegend von Athen, Rom und Umgebung bestens unterrichtet sind, kannte man, wie bereits erwähnt, auch viele lokale Bräuche. Nicht zu übersehen ist auch die Tatsache, dass die Quellen über den Totenkult der oberen Schicht aussagen, jene könne sich dank ihres Status grossartige Bestattungen leisten. Sitten und Bräuche waren aber gewiss auch für die einfachen Bürger bestimmt und wurden wahrscheinlich in einem bescheideneren Rahmen durchgeführt.

Bereits durch Homer¹⁸ erfahren wir sehr detailliert vom Ablauf einer Bestattung, und zwar von jener des *Patroklos*, dem engsten Freund des trojanischen Helden *Achilleus*. Auch wenn diese Beschreibung von den Forschern einer bestimmten Zeit zugewiesen wird (12.–9. Jh. v. Chr.) und sie sich zwischen Mythologie und Historie bewegt, reflektiert sie im Wesentlichen jene Rituale, die schon lange Zeit vorher in Gebrauch waren. Homer schildert u. a. im 23. Gesang der *Ilias*, wie die Seele im Traum Achills erscheint und ihn flehend um Bestattung bittet. Am nächsten Morgen wird der Scheiterhaufen vorbereitet, es werden Menschen-



und Tieropfer dargebracht und am Tag darauf werden die Gebeine in einem Grabhügel bestattet. Zu Ehren dieses Ereignisses finden Wettspiele statt. Wir erfahren nebst den einzelnen Ritualen, dass auch Menschen – in diesem Fall zwölf Trojaner – geopfert wurden. Die Aussagen über solche Rituale sind in der späteren griechischen Literatur sehr undeutlich und eher selten; einen archäologischen Beweis gibt es jedenfalls kaum. Es stellt sich lediglich sofort die Frage: Bezieht sich der homerische Text auf eine bestimmte Periode, oder war dieser Brauch nur einer bestimmten höheren sozialen Schicht erlaubt oder gar zugeordnet?

Es wurde bereits angedeutet, dass die Bestattungsriten zu den unbestrittenen Verpflichtungen der Bürger bzw. Angehörigen gehörten. Sie galten als ungeschriebene Gesetze, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, aber dennoch streng geregelt waren. *Demosthenes*¹⁹ berichtet umfassend, wie der Ablauf stattfinden sollte: der Tote wird im Inneren des Hauses aufgebahrt (*Prothesis*; vgl. Abb. 2, 3), am nächsten Tag vor Sonnenaufgang beigesetzt (*Taphe*), und nur

Frauen, die über sechzig Jahre alt sind, dürfen das Haus betreten und den Leichenzug (*Ekphora*; Abb. 4) bis zum Friedhof begleiten! Ob im griechischen oder römischen Raum – die Aufbahrung des Toten im eigenen Haus war eine grosse Ehre. Sie erlaubte den Angehörigen, Abschied zu nehmen, aber auch das «lebendig Begraben» der Verstorbenen zu vermeiden.²⁰ Vasenbilder bezeugen die Präsenz von «Klageweibern» (vgl. Abb. 2), die sehr wahrscheinlich nicht nur Familienangehörige waren, sondern Frauen, die dies professionell ausübten. Der Leichenzug sowie die Beisetzung fanden in Stille statt; unblutige Opfer, Spenden und Totenbeigaben wurden dargebracht. Die Rolle der Frauen war streng geregelt. Sie übernahmen alle Vorbereitungen vor der Beisetzung, u. a. das Waschen und die Salbung des Körpers, dessen Bekleiden mit weissen Gewändern und das Schmücken mit Blumen und Zweigen, oder auch das Beistellen von Salbgefässen für die Reinigung der Teilnehmenden. Sie waren auch für die Totenklage zuständig, wie viele Vasen aus verschiedenen Epochen beweisen. Am dritten, neunten und am dreissigsten Tag sowie an den

5 *Besuch am Grab. Weissgrundige Lekythos des Sabouroff-Malers, Mitte 5. Jh. v. Chr., Berliner Antikensammlung. Foto: © CC-BY-SA-3.0; www.de.wikipedia.org/wiki/Sabouroff-Maler (Markus Cyron).*

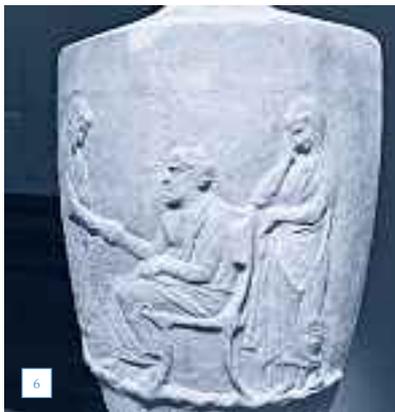
6 *Dexiosis. Marmorne Grablekythos des Dionysios, 2. Viertel 4. Jh. v. Chr. Foto: © CC0 1.0 Universal Public Domain Dedication; www.commonswikimedia.org/wiki/File:Grablekythos_des_Dionysios_2.jpg*

7 *3D-Rekonstruktion des antiken Hauptfriedhofs Kerameikos in Athen. Foto: © Dimitrios Tsalkanis; www.ancientathens3d.com*

Jahrestagen fanden zu Ehren der Verstorbenen verschiedene Gedenkfeierlichkeiten statt, welche durch Totenmahle, Grabbesuche und Grabspenden charakterisiert waren.

Das Grab galt als heilig und seine Pflege war ausschliesslich den Angehörigen vorbehalten. Solche «Grabbesuch-Szenen» waren in der Vasenmalerei der klassischen Epoche sehr beliebt (Abb. 5). In derselben Epoche war ebenfalls der symbolische Abschied durch Handschlag des Verstorbenen von seinen Lieben, bekannt unter dem Fachbegriff *Dexiosis*, beliebt (Abb. 6). Die Dargestellten, auch wenn es schwierig ist, zu unterscheiden, wer der/die Verstorbene ist, scheinen in sich versunken und drücken in höchstem Grad ihre Verbundenheit und stille Trauer aus. Interessant ist auch die Feststellung, dass *Prothesis*

und *Ekphora* vor allem in der Vasenmalerei der geometrischen Epoche (9.–8. Jh. v. Chr.) öfters dargestellt wurden als in den späteren Epochen. Eine streng begründete Antwort gibt es darauf nicht, ausser vielleicht jene, dass die Künstler im Laufe der Zeit neue Themen etablierten, in denen das Leben im Zentrum stand.



Diese Bilder, egal welcher Gattung, widerspiegeln zweifellos das Leben bzw. den Tod der aristokratischen Schicht.

Die Nekropolen lagen in der Regel *extra muros* (Abb. 7) und unzählige Grabinschriften ergänzten das Bild des «griechischen Todes», in dem oft das erlebte Drama an sich geschildert wurde. Junge Verstorbene kamen hier oft sozusagen selbst zu Wort und drückten ihr Leid über das verlorene Leben aus. Eine Inschrift aus Rhodos – wahrscheinlich aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. – bezeugt den dabei empfundenen Schmerz: «Nicht das Sterben ist

schmerzlich, das steht allen bevor, aber das Sterben vor dem Alter und früher als die Eltern».²¹ Manchmal äusserten auch die Angehörigen ihr Leid über den Verlust. Aber Hoffnung und Erwartung auf ein seliges Leben nach dem Tod milderte den Verlust oft. War man in der Schlacht gestorben, so war die sogenannte Heroisierung, nämlich das «Werden eines Halbgottes des Toten», garantiert. Hierin erkennt man unmissverständlich das ewige Streben der damaligen Menschen nach «Vergöttlichung».

In Rom und Umgebung waren die Bestattungsriten gesetzlich geregelt, allerdings scheint hier der gesellschaftliche Status eine zunehmend grössere Rolle gespielt zu haben. Kremation und Körperbestattung waren gleichzeitig verbreitet und regional bedingt, auch wenn letztere ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. bevorzugt wurde. Trotz der bescheidenen Zahl der literarischen Quellen sind mehrere Begriffe überliefert, die bestimmte Rituale benennen. In der ältesten bekannten römischen Verfassung, dem sogenannten Zwölftafelgesetz²² – datiert ins 5. Jahrhundert v. Chr. –, wurde etwa explizit verboten, den Leichnam in der Stadt zu vergraben oder zu verbrennen. Ausnahmen gab es natürlich für die Kaiser und für andere wichtige Persönlichkeiten. Polyb²³ schildert in seiner Universalgeschichte (2. Jh. v. Chr.) Folgendes: Wenn jemand der Nobiles starb, wurde dieser – je nach Status – feierlich zum Forum gebracht, wo jemand





7

aus der Familie die *laudatio funebris* (Leichenrede) hielt. Ein Bild – der Autor spricht von einer Maske – wurde später an einem wichtigen Ort des Hauses aufgestellt.

Unter *Funus* wurden alle Handlungen zusammengefasst, die zwischen dem Ableben und der Beisetzung stattfanden: zu den wichtigsten gehörten das Abfangen der Seele durch Kuss, das Augenschliessen, das rituelle Waschen und Salben sowie das Einkleiden und die Aufbahrung im Haus. Es folgten die *Pompa funebris* (Leichenzug) und die Beisetzung (*sepultura, humatio*). Von grosser Bedeutung war die Präsenz der *collegia funeratica* und der *Libitinarii*²⁴, die den heutigen Bestattungsinstituten gleichzusetzen sind. Als ihr Sitz galt der Hain der Unterweltgöttin *Libitina*; sie wurden von den Familien beauftragt, die Bestattung zu organisieren. Eine Reihe von Reinigungsritualen (*Suffitiones*) waren ebenfalls vorgesehen und mussten durchgeführt werden. An diesem Tag – wie auch am neunten und am dreissigsten Tag nach dem Ableben sowie am Jahrestotentag – fand ein Totenmahl statt. Verschiedenste Grabbeigaben wurden entweder zusammen mit dem Verstorbenen oder an seinem Grab beigesetzt. Natürlich waren Totenmahle und Grabbeigaben an sich eine private Sache und konnten beliebig wiederholt werden. Der Grabstein trug seit der augusteischen Zeit meist die Inschrift *D(is) M(anibus) S(acrum)* sowie den Namen des Verstorbenen, dessen Taten und

Tugenden. Der Inhalt der griechischen und römischen Inschriften war in mancher Hinsicht analog. Mit einer Inschrift aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. trauert eine Mutter um ihren Sohn: «Gnaeus Taracius, Sohn des Gnaeus, lebte 20 Jahre, seine Knochen liegen hier. Ach, ach, Taracius, einem wie bitteren Schicksal bist du ausgeliefert worden: obwohl du das Lebensalter nicht vollendet hattest, bist du dem Tod übergeben worden. Aber als es sich für dich schickte, in Jugend zu blühen, bist du gestorben und hast deine Mutter in Trauer zurückgelassen»²⁵. Eine noch ältere Inschrift aus dem 3./2. Jahrhundert v. Chr. schildert den Tod eines jungen Aristokraten: «Der Tod bewirkte, dass alles Deinige kurz war, die Ehre, der Ruf und die Tüchtigkeit, der Ruhm und die Begabung. Wenn es dir erlaubt gewesen wäre, diese in einem langen Leben zu gebrauchen, hättest du leicht durch deine Taten den Ruhm der Vorfahren übertroffen. Deswegen nimmt dich die Erde gerne in ihren Schoss auf, Publius Cornelius Scipio, Sohn des Publius»²⁶. Interessant ist allgemein die Vorstellung, dass die Toten sich in der Nähe ihres Grabes aufhielten. Die Totenruhe wurde nicht gestört und die Beschädigung eines Grabes war strafbar. Anders als im griechischen Raum, waren die römischen Nekropolen entlang der Strassen angelegt. Das berühmteste Beispiel ist vielleicht die Via Appia²⁷ in Rom, wo immer noch eindrucksvolle Grabmonumente zu bewundern sind.

Ein Unterschied bestand letztlich nur in der Ausführung der Bestattung, die vom sozialen Status und dem privaten Reichtum abhängig war. Diese Tatsache lässt sich im Laufe der menschlichen Geschichte immer wieder bestätigen und zeigt in diesem Sinne auch ein einheitliches Bild, das wohl in allen Zivilisationen oder Ländern von grosser Bedeutung war und ist!

TOTENFESTE UND TOTENORAKEL

Nebst den unterschiedlichen Ritualen, die im privaten Raum vollzogen wurden, fanden jährlich mehrere Toten- und Trauerfeste statt, die meistens einen lokalen Charakter hatten. Diese wurden zu Ehren aller Verstorbenen mit grossen Feierlichkeiten organisiert. Mehrere Opfer und Libationen wurden immer wieder durchgeführt, einerseits für das Wohlergehen der Seelen aber auch für jenes der Hinterbliebenen, die dadurch ihre lebendige Welt abgrenzen wollten. Im griechischen Raum werden oft die *Genesia*, die *Nekysia*, die *Hydrophoria*, die *Nemesia*, die *Agrionia* oder die *Epitaphia* erwähnt. Sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um ursprünglich private Feierlichkeiten, die später öffentlich wurden.²⁸ Sie fanden jährlich an bestimmten Tagen statt und waren mit strengen Ritualen verbunden.

In Rom scheint, vor allem in der Zeit der Republik, der Ahnenkult



besonders wichtig gewesen zu sein, die *Parentalia* waren den verstorbenen Eltern gewidmet (*dies parentales*). Ovid²⁹ beschreibt, dass während des Festes mehrere Opfergaben für die Seelen dargebracht wurden, eine Vernachlässigung seitens der Hinterbliebenen würde die Rache der Geister nach sich ziehen! Zu den wichtigsten Festen gehörte auch *Mundus patet*, während dem die Erde offen stand und man zu den Geistern Zugang hatte; dabei sollte auch eine enge Beziehung zur *Proserpina* und zur Fruchtbarkeit ermöglicht werden. Andere bekannte Totenfeste waren die *Lemuria*, die *Parcutalia* sowie Privatfeste, die von der Familie organisiert wurden. All diese Feste hatten in erster Linie einen apotropäischen Charakter (meist religiöse Handlungen mit rituellem oder symbolischen Charakter, die das Böse oder das Unheil abwenden sollten); ihr Hauptzweck war die Beschäftigung der Seelen, aber auch der eigene Schutz vor den bösen Geistern.

Eine ähnliche Aufgabe hatten auch die sogenannten *Nekromanteia*, die Totenorakel, die es den Besuchern erlaubten, mit den Toten in Kontakt zu treten, sie um Rat zu fragen oder sich von ihnen

die Zukunft voraussagen zu lassen. Über den genauen Ablauf wissen wir wenig. Bekannt ist, dass die Besucher – nachdem sie ihre Opfergaben dargebracht hatten – von den Priestern in ein labyrinthartiges Gebäude geführt wurden und dort auf das Orakel warteten. Das bekannteste *Nekromanteion* der Antike überhaupt ist wohl jenes beim Fluss Acheron, in der Nähe der Stadt *Ephyra*, im Nordwesten Griechenlands (Epirus). Archäologische Ausgrabungen brachten dort mehrere Bauten ans Tageslicht (Abb. 8), einige der Fundamente reichen bis ins 14. Jahrhundert v. Chr. zurück. Es wird heute aber bezweifelt, ob das Todesorakel tatsächlich so alt ist. Seine Zerstörung durch die Römer im 2. Jahrhundert v. Chr. ist dagegen gesichert und unbestritten.

EIN LETZTES WORT...

Auf einem fragmentierten Pfeiler aus dem 2. Jh. n. Chr., der in Ostia – in der Nähe Roms – gefunden wurde, steht in Griechisch folgende Inschrift: «Kurz ist das Leben, aber lang die Lebenszeit unter der Erde, die wir Sterblichen mit unserem Ende antreten. Alle haben Teil an dem Schicksal, zu

gewinnen gottgewirktes Los, in welcher Gestalt es auch immer trifft».³⁰

ANMERKUNGEN

- 1 PLATON, *Apologie des Sokrates* 29a.
- 2 CIL XI 207, 5ff. (CIL= *Corpus Inscriptionum Latinarum*).
- 3 Aus dem lateinischen *sepulkrum* = Grablege, *sepulkral* (nach dem Duden) = veraltet, das Grab oder Begräbnis betreffend, *sepulkralis* = zum Grabe gehörig.
- 4 HOMER, *Odysee* XI, v. 35ff.
- 5 ARISTOPHANES, *Die Vögel*, v. 1189; Cicero, *De natura Deorum*, 3, 17.
- 6 HESIOD, *Theogonie*, v. 116–124 und v. 722–725.
- 7 Nach mehreren Überlieferungen waren die drei Totenrichter Minos, Rhadamanthys und Aiaikos.
- 8 Auf Griechisch auch *Elysion*, in Lateinisch *Elysium*, *Campus Elysius*.
- 9 Homer, *Od.* 4.556 und *Pindar*, *Olymp.* II, v. 56–83.
- 10 Auf Griechisch: *Lethe*.
- 11 Die *Oprhiker* waren Anhänger einer mystischen religiösen Strömung, die sich ab dem 6. Jh. v. Chr. in den griechisch besiedelten Gebieten des Mittelmeerraumes rasch ausbreitete. Die Anhänger waren in autonomen Gruppen organisiert, verehrten *Orpheus*, den Dichter und Sänger

8 Unterirdischer Tunnel des Toten-
orakels in Ephyra (Epirus).
Foto: © CC-BY-SA-3.0 (Pitichinac-
cio); [https://commons.wikimedia.org/
wiki/File:Nekromateion_Under-
ground_Tunnel.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nekromateion_Underground_Tunnel.jpg)

der griechischen Mythologie, der durch seine Musikkunst sogar Hades bewegte. Er verkörperte die Unsterblichkeit der Seele.

- 12 Die Eleusinischen Mysterien waren der Demeter und Kore geweiht und überdauerten mehr als 2000 Jahre. Sie gehörten zu den wichtigsten Mysterienkulten der Athener. Das Heiligtum befand sich in der nahe gelegenen Stadt Eleusis (etwa 30 km NW von Athen). Dort fanden unter strenger Geheimhaltung Initiations- und Weiheriten statt.
- 13 PLATON, *Dialoge*, Phaidon.
- 14 Obwohl der Kaiserkult an sich seine Wurzeln in der Klassischen und vor allem in der Hellenistischen Epoche hatte, entwickelte er sich im Römischen Reich nach dem Tod des Augustus zur Staatsreligion. Bereits Cäsar erhielt göttliche Verehrung und wurde durch Augustus zu Divus Iulius erhoben. Augustus und die meisten nachfolgenden Kaiser wurden bis zum 4. Jh. n. Chr. nach ihrem Tod mit göttlichen Ehren verehrt.
- 15 vgl. [www.academia.edu/9212043/
Tartarus_und_Elysium_-_Jenseits-
vorstellungen_bei_Griechen_Etrus-
kern_und_Römern](http://www.academia.edu/9212043/Tartarus_und_Elysium_-_Jenseitsvorstellungen_bei_Griechen_Etruskern_und_Römern).
- 16 SENECA, *Briefe an Lucilius* 62.30.
- 17 HOMER, *Odysee* XI, v. 467ff., der sogenannte Nekyia Mythos. Odysseus fährt in das Reich des Hades und begegnet der Seele des Helden Achilleus.
- 18 HOMER, *Ilias* XXII, v. 65ff.
- 19 DEMOSTHENES, *Oratio* 43, 62.
- 20 PLATON, *Nomoi* 12, 959A.
- 21 PFOHL Gerhard, 1980: *Griechische Inschriften als Zeugnisse des privaten und öffentlichen Lebens*, Berlin, Nr. 21, S. 26.
- 22 Lat.: *Lex duodecim tabularum*. Es handelt sich hier konkret um die Tafel

X, die die Regeln und die Vorschriften für die Körperbestattung beinhaltet. Der Text wurde grösstenteils von CICERO, *De Legibus*, überliefert.

- 23 POLYB, *Historien* VII, 53.
- 24 Wir finden ebenfalls den Begriff der *vespillones* (siehe: SÜETON, *Domitian* 17). Sie waren dafür zuständig, die Leichen der Armen zu transportieren, deren Angehörige kein Geld für die Bestattung hatten.
- 25 CIL2 I 1603.
- 26 CIL2 I 9.10.
- 27 DELLA PORTELLA Ivana (Hrsg.), 2003: *Via Appia. Entlang der bedeutendsten Strassen der Antike*. Stuttgart.
- 28 HERODOT, *Historien*, 4, 26.
- 29 OVID, *Fasti* II, 533–580.
- 30 PFOHL Gerhard, 1980: *Griechische Inschriften als Zeugnisse des privaten und öffentlichen Lebens*, Nr. 25, S. 29. Berlin.

AUSGEWÄHLTE BIBLIOGRAFIE

- BURKERT Walter, 2003: *Antike Mysterien, Funktionen und Gehalt*. München.
- DAKARIS Sotiris, 2001: *Das Nekyomanteion am Acheron*. Athen.
- DI FOLCO Philippe, 2010 (Hrsg.): *Dictionnaire de la Mort Larousse*. Paris.
- GÄRTNER Ursula, 2014 (Hrsg.): *Potsdamer Lateintage 2011–2013, Antike Geschichtsschreibung, Tod und Jenseits, Römische Religion*. Potsdam.
- FISCHER Alexander A., 2014: *Tod und Jenseits im Alten Orient und im Alten Testament*. Leipzig.
- GIEBEL Marion, 2003: *Das Geheimnis der Mysterien, Antike*

Kulte in Griechenland, Rom und Ägypten. Düsseldorf.

- GRAEN Dennis, 2011 (Hrsg.): *Tod und Sterben in der Antike*. Stuttgart.
- HERFORT-KOCH Marlene, 1992: *Tod, Totenfürsorge und Jenseitsvorstellungen in der griechischen Antike. Eine Bibliographie*. München.
- KOUTOUSSAKI Lambrini, 1996: *Weissgrundige Lekythen mit Darstellung von Grabszenen. Lizentiatsarbeit, Univ. Fribourg*.
- KOUTOUSSAKI Lambrini, 2006: *Die Symbolkraft des Grabmals und der Grabinschrift in der Antike*. In: *Kunst+Stein* 5, 2006, S. 10–13.
- KOUTOUSSAKI Lambrini, 2009: *Abschied und Erinnerung im antiken Griechenland*. In: *Kunst+Stein* 9, 2009, S. 6–8.
- MORRIS Ian, 1992: *Death-Ritual and social structure in classical Antiquity*. Cambridge.
- PFEIFFER Mathias, 2007: *Tod und Jenseitsvorstellungen in der griechischen Antike. Religiöse, philosophische und medizinische Aspekte*. München.
- PURGAY Patrick, 2013: *Griechisch-römische Mysterienkulte und ihre Beziehung zur griechischen Philosophie: eine religionsphilosophische Untersuchung*. Diplomarbeit, Graz.

[Letzter Stand für alle im Beitrag erwähnten Links: 30. März 2017].

LA CULTURE
SÉPULCRALE
DANS L'ANTIQUITÉ
GRÉCO-ROMAINE

Dans chaque civilisation, le décès d'une personne est accompagné non seulement de différents rites issus de la tradition mais également de dispositions juridiques. On trouve des coutumes religieuses tant dans la civilisation grecque que romaine. Grâce à de nombreuses fouilles archéologiques et aux sources écrites, nous connaissons les règles relatives à l'inhumation ainsi que le déroulement des différents rites et coutumes. Le terme générique de culture sépulcrale englobe toute la marche à suivre pendant et surtout après la mort d'une personne.

La religion a influencé la plupart des représentations de l'au-delà, fortement empreintes de mythologie. De nombreux mythes et textes philosophiques, à commencer par ceux d'Homère, font état d'une vie après la mort. L'au-delà et le destin de l'âme humaine étaient une source de préoccupation constante chez les Grecs et les Romains. Ces représentations ont perduré durant des siècles, ont été reprises par d'autres religions et sont encore présentes sous différentes formes. Les *Enfers*, l'*Élysée* ou encore le *Tartare* sont autant de signes d'espérance d'une vie après la mort.

LA CULTURA
SEPOLCRALE
NELL'ANTICHITÀ
GRECO-ROMANA

In ogni civiltà, il decesso di una persona era accompagnato da riti predefiniti dalla tradizione, ma vigevano anche disposizioni giuridiche. Usanze dettate dalla religione erano radicate sia nella civiltà greca che in quella romana. Grazie a numerosi reperti archeologici e a fonti scritte sappiamo com'era predisposto il funerale e come, quando e in che misura avevano luogo i diversi riti e rituali. Il termine moderno «cultura sepolcrale» include tutte quelle operazioni eseguite prima, durante e soprattutto dopo la morte di una persona.

La religione ha influenzato anche la maggior parte delle interpretazioni dell'aldilà, che si ispiravano fortemente ai racconti mitologici. In numerosi miti e testi filosofici, da Omero in poi, la fede era ancorata alla vita ultraterrena. L'aldilà e il destino dell'anima umana hanno costantemente interessato i Greci e i Romani. Queste interpretazioni sopravvissute per secoli, sono state adottate da altre religioni e continuano a vivere in forme diverse. Che si tratti dell'*Ade*, dei *Campi Elisi*, delle «*Isole Fortunate*» o del *Tartaro*, si percepisce sempre la speranza dell'uomo di una vita oltre la morte.

GRECO-ROMAN
BURIAL CULTURE

When it comes to burying the dead, every civilisation has its own set of rites that are informed by their long-held traditions. At the same time, burials are also subject to legal regulations. Even the Ancient Greeks and Romans had their own religious customs. Thanks to many archaeological finds and written sources, we now know the rules that governed the disposal of the dead and how, when and to what extent these burials were accompanied by assorted rites and rituals. Burial culture is a relatively recent term that covers all practices performed prior to, during and after death.

Religion and formative mythological accounts have heavily influenced most visions of the afterlife. Many myths and philosophical texts, starting with Homer, subscribe to the belief of life after death. The afterlife and the fate of the human soul preoccupied the Greeks and Romans on a constant basis. These ideas survived for hundreds of years, were adopted by other religions and live on today in various forms. From *Hades* to the *Elysian Fields*, right up to the "*Happy Isles*" and *Tartarus*, hope springs eternal that death is not the last sleep.

ICOMOS- ARBEITSGRUPPE «HISTORISCHE FRIEDHÖFE»

LEITUNG ARBEITSGRUPPE

Lambrini Koutoussaki
Rue de la Neuveville 21
1700 Fribourg
Tel.: +41 (0)26 322 39 89
E-Mail: friedhoefe@icomos.ch

WEITERE MITGLIEDER

Simone Voegtli, Mathias
Steinmann, Martin Klausner,
Boris Schibler, Steffen Osoegava,
Doris Warger, Aixa Andreetta

Die Arbeitsgruppe plant die Erarbeitung eines Inventars historischer Friedhöfe. Der nachfolgende Text ist der ICOMOS Website der Arbeitsgruppe entnommen, wo man auch über die künftigen laufenden Aktivitäten informiert wird:

In der Schweiz sind viele Friedhofanlagen vorhanden, die von hohem kulturhistorischen und denkmalpflegerischen Interesse auf nationaler Ebene sind. Eine Vielzahl davon wurde im 19. und im 20. Jahrhundert angelegt – aber auch aufgehoben, verlegt oder neuangelegt. Einzig die jüdischen Friedhöfe, welche als «privat» gelten und von den Schweizer jüdischen Gemeinden verwaltet werden, sind entsprechend älter.

Die ICOMOS Arbeitsgruppe «Historische Friedhöfe» legt zunächst jene Kriterien fest, welche die Bezeichnung eines Friedhofes oder eines Grabmals als «historisch» rechtfertigt. Voraussetzung für die komplette Studie ist zunächst eine systematische Erfassung der vorhandenen Anlagen. Die Arbeitsgruppe befasst sich ausserdem mit spezifischen Problemen der Konservierung und Restaurierung.

In Publikationen und periodisch erscheinenden Fachartikeln soll das Inventar später einer breiten Öffentlichkeit im In- und Ausland vorgestellt werden.

Groupe de travail ICOMOS

Ce groupe de travail planifie l'élaboration d'un inventaire des cimetières historiques.

La Suisse compte de nombreux cimetières de grand intérêt historique et relevant de la protection des biens culturels à l'échelle nationale. La plupart ont été créés au cours des 19^e et 20^e siècles et certains ont été déplacés, transformés ou supprimés. Les plus anciens sont les cimetières juifs, considérés comme privés et gérés par les communautés israéliques de Suisse.

Le groupe de travail ICOMOS «Cimetières historiques» se charge actuellement de définir les critères pour désigner un cimetière ou une tombe comme «historique». Pour que l'étude soit complète, il convient avant tout de recenser les cimetières. Le groupe de travail se penche également sur les questions de conservation et de restauration.

L'inventaire sera présenté dans des publications destinées à un large public en Suisse comme à l'étranger.

Gruppo di lavoro ICOMOS

Il gruppo di lavoro intende stilare un inventario dei cimiteri storici. Il seguente testo è tratto dal sito web dell'ICOMOS, che permette di tenersi informati sulle attività in corso.

In Svizzera sono presenti numerosi cimiteri di grande interesse storico e monumentale a livello nazionale. Molti di essi sono stati realizzati nel XIX e XX secolo e alcuni sono stati soppressi, spostati o rifatti. Solo i cimiteri ebraici, considerati come privati e gestiti dalle comunità ebraiche svizzere, sono più antichi.

Il gruppo di lavoro ICOMOS «Cimiteri storici» definisce innanzitutto i criteri che permettono di definire «storico» un cimitero o una tomba. Il presupposto per uno studio completo è il censimento sistematico degli impianti esistenti. Il gruppo di lavoro si occupa inoltre di problemi specifici relativi alla conservazione e al restauro.

Più avanti, l'inventario verrà presentato al vasto pubblico in patria e all'estero attraverso pubblicazioni e articoli periodici.

L'EXEMPLE DE LA CATHÉDRALE DE LAUSANNE



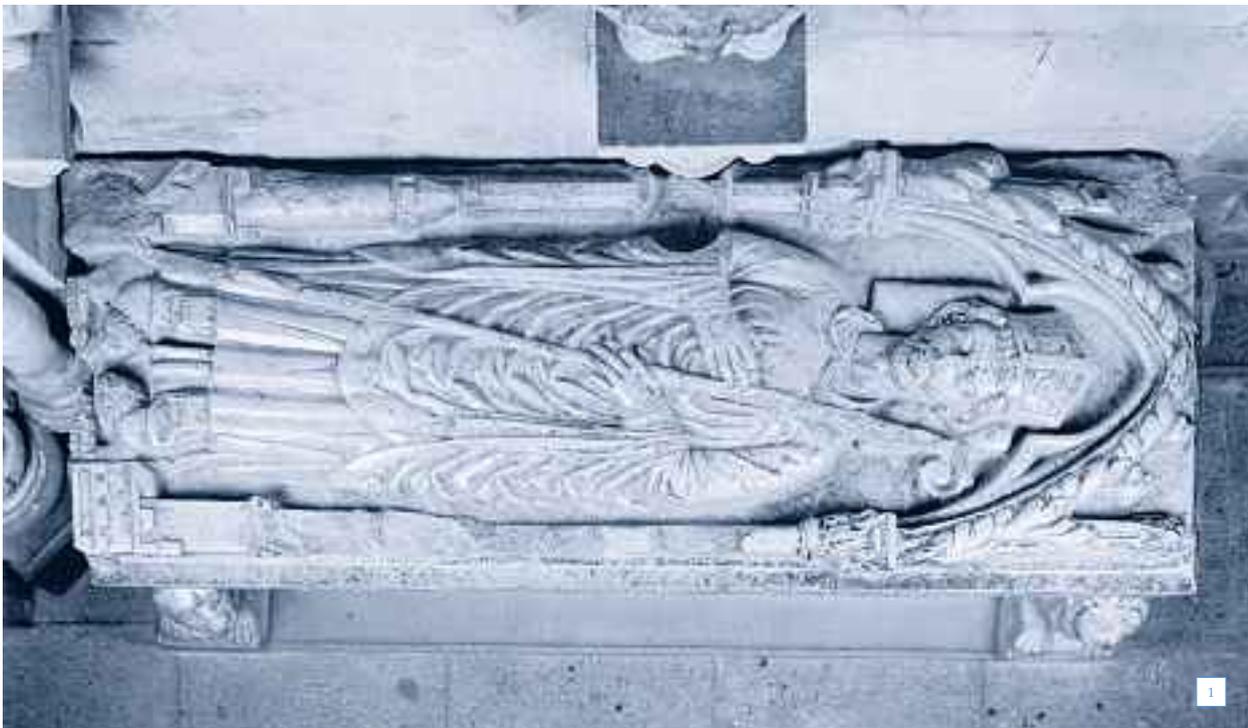
*Dave Lüthi,
Docteur ès lettres
de l'Université de
Lausanne, profes-
seur associé en
Architecture &
Patrimoine.*

En 2006 était publié *Destins de pierre*, un ouvrage entièrement consacré au patrimoine funéraire de la cathédrale de Lausanne, bien méconnu encore, alors qu'il recèle plus de 50 monuments datant du IX^e au XIX^e siècle: un ensemble tout à fait unique en Suisse donc, tout particulièrement dans le domaine passé à la Réforme¹. Seules les études d'Eugène Bach (1944) et Marcel Grandjean (1975)² s'y intéressaient avec plus ou moins d'attention portée à l'époque médiévale pour la première, moderne pour la seconde.

Depuis lors, aucun inventaire n'avait été effectué sur ces objets dont le statut particulier explique le relatif désintérêt à leur égard: sculptures rapportées à l'architecture ou déposées dans des espaces rarement conçus pour elles, ces monuments funéraires devaient être regardés pour eux-mêmes et pas comme des objets liés intrinsèquement au monument qu'est la cathédrale, à l'instar des chapiteaux, des vitraux, voire des stalles. Il n'est donc pas étonnant que l'inventaire n'ait pas été réalisé par le service cantonal des monuments et sites, qui n'a pas à s'occuper a priori du mobilier – si tant est que ces objets en font partie – mais par le séminaire de recherche en Architecture & Patrimoine de l'Université de Lausanne. On doit à feu Georg Germann l'impulsion initiale de cet inventaire.

INVENTAIRE ET ÉTUDE DES MONUMENTS

Les étudiants, placés sous la direction du professeur Gaëtan Cassina et de Ferdinand Pajor, assistant diplômé, ont rédigé les fiches d'inventaire de chacun des monuments encore existants dans l'édifice, mais également des urnes néoclassiques exilées dans les années 1960 au cimetière du Bois-de-Vaux et redécouvertes sous une épaisse couverture de lierre. Claire Huguenin, historienne de l'art et archiviste de la cathédrale, a apporté un soutien majeur quant aux recherches sur le contexte funéraire, les fouilles archéologiques, le déplacement des tombeaux qui ont parfois «glissé» dans l'église au gré des transformations et des restaurations. L'étude a toutefois prouvé que nombre d'entre eux n'ont sans doute pas bougé depuis le premier plan connu de la cathédrale, celui d'Erasmus Ritter (1763), ou sinon depuis les fouilles du début du XX^e siècle. Une permanence étonnante donc, alors même que les tombeaux conservés témoignent d'usage funéraire révolus – les gisants d'évêque ont subsisté après la Réforme, ceux des nobles et des patriciens aussi, ainsi que les princesses étrangères mortes à Lausanne autour de 1800. Enfin, notons que les dalles funéraires des chanoines, exposées à l'extérieur de la cathédrale depuis le début du XX^e siècle quant à elles, ont suscité une étude des testaments de ces prélats dirigée par Bernard Andenmatten, professeur en his-



1 Dalle funéraire, gisant d'évêque non identifié (peut-être Jean de Cossonay, †1273), 3^e quart du XIII^e siècle. Vue générale plongeante. Photo: © Laurent Dubois, Ballens.

toire médiévale à l'Université de Lausanne et spécialiste des questions de paléographie. Enfin, le reportage photographique a été assuré par Laurent Dubois et financé par la Commission technique de la cathédrale: un travail mené donc par de nombreux acteurs en marge des services éditoriaux. Notons que la publication n'a pas épuisé le sujet: depuis lors, plusieurs nouvelles recherches ont porté sur le patrimoine funéraire de la cathédrale ou l'un de ces éléments³; et, surtout, le même séminaire, dirigé dès 2009 par le soussigné, s'est ouverte à l'inventaire des monuments funéraires vaudois, puis romands, publiant les résultats de ses recherches en 2013 dans deux volumes de référence dus à une cinquantaine d'auteur-e-s⁴.

La modestie relative d'une partie du corpus, les doutes subsistant quant aux plus importants monuments (date et personnalité du défunt) ont dirigé les recherches dans le sens d'une histoire avant

tout formelle et sociale des objets conservés. Cette double approche a été opérée notamment par un jeu de comparaisons et de remise en contexte historique dont on peut ici donner quelques exemples.

LE MOYEN-ÂGE

Des tombeaux médiévaux conservés sans doute *in situ* – du moins ont-ils vraisemblablement toujours été dans la partie orientale de l'église –, on peut mentionner cinq gisants d'évêques des XIII^e-XV^e siècles (?), dont trois au moins sont réalisés en marbre blanc avec un soin non négligeable. Toutefois, l'absence d'inscriptions ou d'armoiries empêche toute attribution certaine des différents tombeaux. L'étude stylistique menée avec dextérité par Gaëtan Cassina a permis d'affiner les datations avancées par Bach et, par conséquent, de proposer des attributions plus convaincantes pour tel ou tel prélat. Le cas supposé de Jean de Cossonay († 1273) est particulièrement intéressant (fig. 1): sa figure est entourée de représentations de murailles et de tours de défense urbaines. Sachant qu'il contribue à la fortification de la ville de Lausanne, l'attribution du monument à cet évêque pour des raisons à la fois chronologico-stylistiques et his-

toriques – l'enceinte figurée sur le tombeau – apparaît séduisante et cohérente.

L'autre monument médiéval de première importance, et ce bien au-delà des frontières vaudoises, est celui d'Othon de Grandson, mort centenaire en 1328 à l'issue d'une carrière hors du commun (fig. 2, p. 30). Attesté dans l'entourage du roi d'Angleterre dès 1265, ambassadeur, gouverneur, croisé (il est à Saint-Jean d'Acre en 1291), ce chevalier se soucie sans doute assez tôt de sa mort – intervenue il faut le dire particulièrement tardivement! – par des fondations diverses: couvent des franciscains de Grandson (1289–1298), chartreuse de La Lance à Concise (1317), monument funéraire de la cathédrale de Lausanne (vers 1300?). Cette triple sépulture témoigne de la culture du personnage qui connaît les usages des cours de France et d'Angleterre en matière funéraire. Son monument lausannois en témoigne encore. Il faut tout d'abord souligner son emplacement tout à fait exceptionnel: alors que les évêques sont inhumés dans le transept sud, sous la rose, ou dans le déambulatoire, Othon jouit d'une situation privilégiée dans le rond-point du chœur, entre deux piles, à proximité immédiate du maître-autel disparu lors de la Réforme. Le monument,



2 Monument funéraire d'Othon 1^{er} de Grandson (†1328). Vue générale, face sud. Photo: © Laurent Dubois, Ballens.

un âge aussi avancé ou après sa mort par sa famille – il n'y a pas de descendance directe.

RÉFORME ET ANCIEN RÉGIME

Après la Réforme, le déambulatoire de la cathédrale, fermé par une grille en amont du chœur, devient une véritable nécropole alors que l'ancien sanctuaire est transformé en auditoire pour la faculté de théologie. Ce cimetière intérieur abritera plusieurs dizaines de sépultures de membres plus ou moins éminents du patriciat local: baillis, professeurs à l'Académie, justiciers, mais aussi militaires. De cet ensemble, on peut mentionner plusieurs monuments rappelant le souvenir de femmes et d'enfants; s'ils ne sont pas rares durant l'Ancien régime, ils ne sont pas légion pour autant⁵. L'un des plus anciens conservés, celui de Barbara Widenbach (1589–1652), épouse du banneret Jean de Büren, retient l'attention. Non seulement, il n'est plus une simple dalle destinée à être placée au sol mais un monument de type adossé et, en outre, il s'accompagne d'un décor sculpté dans la molasse d'une qualité certaine et quelque peu monumental: volutes florales, cartouche et draperies encadrent une dalle de marbre noir polie et incisée d'une épitaphe latine soigneusement rédigée (fig. 3). Après un siècle presque entièrement dépourvu de monuments en raison des interdits liés à la Réforme, mais peu à peu négligés (dès 1572

«transparent», est visible en contre-plongée depuis le déambulatoire où circulent les pèlerins ainsi que depuis le chœur réservé aux chanoines. Le gisant en marbre de Carrare repose sur une dalle de marbre noir de Saint-Triphon; cette bichromie rappelle les tombeaux de l'entourage royal en Ile-de-France dans la seconde moitié du XIII^e siècle. Représenté en chevalier, Othon repose calme, les yeux ouverts, fixant le ciel. Au-dessus de lui, un baldaquin de style gothique rayonnant forme comme une petite chapelle; cette architecture miniature, de très belle qualité, exalte le raffinement du gisant bicolore. Là encore, les modèles sont franciliens, mais aussi peut-être anglais: le tombeau à dais «transparent» est en effet aussi fréquent à Paris qu'à

Londres ou qu'à Oxford à la fin du XIII^e siècle. On peut lire dans ce monument une œuvre de synthèse, due à des artisans restés anonymes, mais qui font perdurer les apports français et anglais qu'on perçoit aussi dans l'architecture même de la cathédrale depuis la fin du XII^e siècle; une œuvre européenne, dans un certain sens, à l'image de la carrière du chevalier-diplomate.

Situé par Eugène Bach aux alentours de la mort d'Othon, ce monument a été vieilli par les nouvelles études effectuées, notamment sur des critères stylistiques; on estime aujourd'hui qu'une date autour de 1300 est plus probable. Au vu du soin qu'Othon accorde au salut de son âme, on peut douter qu'un tel monument ait été réalisé par lui à

3 Vue générale du monument funéraire de Barbara Widenbach (1589–1652).
Photo: © Laurent Dubois, Ballens.

à Romainmôtier, 1575 à Königsfelden), le monument Widenbach renoue avec l'une des formes médiévale du monument «debout», mais sans figuration de la défunte: à l'exception d'un portrait idéalisé d'Henriette Canning en 1823, sur le dernier monument funéraire installé en la

cathédrale, les portraits n'apparaîtront plus. Seule un petit Chronos, le dieu du temps qui passe, tenant la faux de la mort, est à signaler à la fin des années 1760. Sinon épitaphes et armoiries suffisent à rappeler les traits caractéristiques des défunts, de manière souvent très codifiée d'ailleurs.

A la fin de l'Ancien régime, alors que l'hygiénisme naissant interdit à nouveau – mais pour d'autres raisons – les inhumations dans les églises, la cathédrale cesse de servir de nécropole aux Lausannois les plus en vue. Quelques exceptions célèbres subsistent: plusieurs princesses venues au bord du Léman se faire soigner par le célèbre docteur Tissot, mais sans succès, gagnent la faveur d'un enterrement de première classe. La dernière sera la jeune épouse d'un influent ambassadeur ayant défendu la Confédération au Congrès de Vienne, Henriette Canning (1791–1817). Installée en 1823, son urne de marbre blanc de Carrare, ornée de son profil et de figures antiques, résonne comme un écho au monument d'Othon de Grandson, traité dans le même matériau. Le monument néoclassique est dû au ciseau de Lorenzo Bartolini, de Florence; c'est l'un des rares dont l'attribution à un artiste est certaine (fig. 4, p. 32).



L'INVENTAIRE COMME OUTIL DE RÉFÉRENCE

L'inventaire du patrimoine funéraire de la cathédrale de Lausanne a véritablement révélé un ensemble de sculpture de qualité dont la cohérence et la signification apparaît évidente et centrale depuis son étude. Véritable point de référence pour tout le domaine bernois, il a servi de départ à l'inventaire du patrimoine funéraire romand, tant catholique (Fribourg, Valais, Jura) que protes-

4 Monument funéraire d'Henriette Canning (1791–1817), 1823.
Photo: © Laurent Dubois, Ballens.

tant (Neuchâtel)⁶ et demeure un repère essentiel pour toute la production durant l'Ancien régime dans les cantons protestants de la Suisse occidentale, notamment Berne, Bâle et l'Argovie.

Souhaitons que de tels inventaires soient bientôt menés sur ce patrimoine si fragile dans ces cantons voisins.

NOTES

- 1 CASSINA Gaëtan; HUGUENIN Claire; LÜTHI Dave (dir.), 2006: *Destins de pierre. Le patrimoine funéraire de la cathédrale de Lausanne. Cahiers d'archéologie romande*, 2006, 296 p. Lausanne.
- 2 BACH Eugène; BLONDEL Louis; BOVY Adrien, 1944: *La cathédrale de Lausanne (Les monuments d'art et d'histoire de la Suisse, 16)*. Birkhäuser, Bâle. GRANDJEAN Marcel, 1975: «La cathédrale actuelle: sa construction, ses architectes, son architecture», in: *La Cathédrale de Lausanne. Société d'histoire de l'art en Suisse*, 1975, pp. 45–174. Berne.
- 3 LÜTHI Dave, 2008: «L'œuvre funéraire de Johann Friedrich Funk I: état de la question et nouvelles attributions», in: LÜTHI Dave; BOCK Nicolas (dir.), 2008: *Petit précis patrimonial. 23 études d'histoire de l'art offertes à Gaëtan Cassina*, p. 279–296, Edimento, Lausanne. DE GREGORIO Silvana, IMPERIALE Aurélie, 2010: «Aux sources du monument funéraire d'Othon 1^{er} de Grandson à la cathédrale de Lausanne», in: *Monuments vaudois*, 1, 2010, p. 59–66;



- ANDREANI Tiziana, 2013: *Autour des carnets de Michel-Vincent Brandoïn: le néo-classicisme dans le Pays de Vaud à la fin du XVIII^e siècle, mémoire de maîtrise*, Université de Lausanne; LÜTHI Dave: «Un monument funéraire d'exception. Art de cour et transfert culturel autour de 1300: le rôle d'Othon de Grandson», in ANDE-MATTEN Bernard (dir.), *Othon de Grandson*, à paraître.
- 4 LÜTHI Dave (dir.), 2013: *Le marbre et la poussière: le patrimoine funéraire de la Suisse romande (XIV^e-XVIII^e siècles): Vaud, Neuchâtel, Fribourg, Valais, Jura*, 2 vol, Lausanne: *Cahiers d'archéologie romande*, 2013. A ce volume s'ajoutent plusieurs articles produits en marge de l'inventaire: BRODARD Gilles; CHRISTEN Alessio, 2010: «Le monument funéraire de Jean-Martin Couvreur de Deckersberg dans l'église Saint-Martin de Vevey», in: *Annales veveysannes*, 2010, pp. 109–120. BRODARD Gilles; CHRISTEN Alessio, 2010: «Le monument funéraire de Jean-Frédéric de Diesbach à Tornay-le-

- Grand», in: *Patrimoine fribourgeois*, 19, 2010, pp. 4–9. ROD Anaëlle; SAUDAN Manon, 2010: *Promenade dans le temps: cimetière de Clarens*. Martigny. ROD Anaëlle; SAUDAN Manon, 2010: «Les artisans de l'ombre: la marbrerie Reymond», in: *Annales veveysannes*, 2010, pp. 63–87. RIBEIRO André; LÜTHI Dave, 2010: «'Notre dernière demeure'. Histoire et forme du cimetière protestant: l'exemple vaudois», in: *Art + Architecture en Suisse*, 3, 2010, pp. 60–68. RUTZ Nicolas; ROBERT Olivier, 2012: *Destins de pierres et de chiffons. Grandeurs et misères de l'art funéraire*. La Sarraz, Château.
- 5 JAERMANN Brigitte: «Femmes, enfants et monuments funéraires», in: LÜTHI Dave (dir.), *Le marbre et la poussière*, op. cit., pp. 162–170.
- 6 Genève ayant été en grande partie traité par DEONNA Waldemar, l'inventaire n'a pas été renouvelé.

INVENTAR DER GRABMÄLER IN DER KATHEDRALE LAUSANNE

2006 wurde das Werk *Destins de pierre (Schicksale aus Stein)* herausgegeben, das sich ausschliesslich den Grabdenkmälern der Kathedrale in Lausanne widmet. Über 50 bis heute meist unbekannte Denkmäler vom 9. bis zum 19. Jahrhundert befinden sich in der Kathedrale von Lausanne. Dieses für die Schweiz einmalige Ensemble von Grabdenkmälern blieb auch nach den Veränderungen der Reformation erhalten. Bekannte Studien zum Mittelalter gab es nur von Eugène Bach (1944) und zur Neuzeit von Marcel Grandjean (1975), die sich beide mehr oder weniger ausführlich mit den Grabdenkmälern befasst hatten.

Bis 2006 war aber noch kein vollständiges Inventar dieser Objekte erstellt worden. Dieses Desinteresse ist nur mit ihrer besonderen Stellung erklärbar, handelt es sich doch um Skulpturen und Baudenkmäler, die sich räumlich an Orten befinden, die nur selten für sie konzipiert wurden. Diese Grabdenkmäler müssen deshalb

in einem eigenen Kontext angeschaut werden, losgelöst von ihrem Standort, und nicht als Objekte, die eng mit der Kathedrale verbunden sind wie die Kapitelle, die Glasfenster oder das Chorgestühl.

Das Inventar dieser Grabdenkmäler, die zwar sehr wohl zur Ausstattung gehören, wurde nicht durch die kantonale Denkmalpflege erstellt (die sich nicht primär mit mobilen Kulturgütern befasst), sondern durch das *Séminaire de recherche en Architecture & Patrimoine* der Universität Lausanne.

Wir verdanken das Inventar dieser Grabdenkmäler auch Georg Germann, der den Anstoss dazu gab. Studenten unter der Leitung der Professoren Cassina und Pajor verfassten die Inventarblätter für jedes einzelne Objekt in der Kathedrale. Claire Huguenin ihrerseits trug massgeblich zur wissenschaftlichen und archäologischen Aufarbeitung des Kontexts der Grabdenkmäler bei.

L'INVENTARIO DEI SEPOLCRI DELLA CATTEDRALE DI LOSANNA

Nel 2006, è stata pubblicata l'opera *Destins de pierre (Destini di pietra)*, dedicata esclusivamente ai sepolcri della cattedrale di Losanna. Essa descrive più di 50 monumenti finora in gran parte sconosciuti, che spaziano dal IX al XIX secolo. Questo insieme di sepolcri, unico in Svizzera, è rimasto intatto anche dopo la Riforma. Finora erano disponibili solo gli studi sul Medioevo di Eugène Bach (1944) e quelli sull'era moderna di Marcel Grandjean (1975), che entrambi avevano descritto i sepolcri in modo più o meno dettagliato.

Da allora non era più stato stilato un inventario completo di questi sepolcri. Questo disinteresse si spiega solo per la loro particolare posizione. Si tratta infatti di sculture connesse all'architettura, ma posizionate in luoghi raramente concepiti per queste. Tali sepolcri devono quindi essere considerati in un contesto a parte, separato dalla loro ubicazione e non come oggetti strettamente legati alla cattedrale, come lo sono invece i capitelli, le vetrate o gli stalli del coro. Non sorprende pertanto che l'inventario di questi sepolcri, appartenenti al corredo storico della cattedrale, non sia stato stilato dall'ufficio cantonale della conservazione dei monumenti, che di fatto non si occupa di beni culturali mobili, bensì dal *Séminaire de recherche en Architecture & Patrimoine* dell'Università di Losanna.

Ringraziamo anche Georg Germann, che ha dato lo spunto per

FUNERARY HERITAGE INVENTORY FOR LAUSANNE CATHEDRAL

L'allestimento dell'inventario dei sepolcri. Gli studenti hanno compilato, sotto la guida dei professori Cassina e Pajor, le schede d'inventario per ogni singolo oggetto della cattedrale. Claire Huguenin ha contribuito in modo significativo allo studio scientifico e archeologico del contesto dei sepolcri.

The year 2006 saw the publication of *Destins de pierre (destinies written in stone)*, an extensive catalogue of the funerary heritage of Lausanne Cathedral. It is home to more than 50 monuments, most of them hitherto unknown and which date from the 9th to the 19th century. This ensemble of funerary monuments, the only one of its kind in Switzerland, escaped unscathed from the changes wrought by the Reformation. For many years, there were only two authoritative studies on the Cathedral's funerary heritage. The first was by Eugène Bach (1944) and dealt with the Middle Ages; the second by Marcel Grandjean (1975) focussed on the modern era.

Since then, no attempts were made to draw up an exhaustive inventory of the Cathedral's funerary heritage. The only explanation for this disinterest was the special setting in which these objects are to be found. Although these sculptures are strongly tied to the architecture, they are locat-

ed in spaces that were rarely designed with them in mind. Consequently, these monuments should be considered within their own context, dissociated from their location and viewed as stand-alone objects rather than part of the fixtures and fittings of the Cathedral like the capitals, glass windows and the choir stall. It therefore comes as no surprise that the inventory was drawn up, not by the cantonal office in charge of the preservation of historic monuments and sites (which primarily is concerned with immovable property), but by the *Séminaire de recherche en Architecture & Patrimoine* of Lausanne University.

We would like to thank Georg Germann who was the driving force behind this project. Students led by Professors Cassina and Pajor penned the inventory entries for each object, while Claire Huguenin extensively researched the scientific and archaeological background to these monuments.

MAKABRE RITUALE

VOM VERMEINTLICHEN MENSCHENOPFER

ÜBER DEN TOTENTANZ ZUM ZUNFTFEST



Dr. Uli Wunderlich studierte nach dem Abitur (1987) Biologie, Literatur-, Kunst- und Medizingeschichte. 1997 Promotion zum Dr. phil. über «Sterbeszenen der Aufklärung». 1998 Wahl zur Präsidentin der Europäischen Totentanz-Vereinigung e.V. (ETV), damit verbunden Leitung der Geschäftsstelle der ETV, seit 2007 ansässig in Bamberg. Universitäre Lehrtätigkeit in Düsseldorf, Hagen, Halle und Karlsruhe.

¹ Totentanz in Ruvo di Puglia, um 475 v. Chr., bei der Freilegung (vgl. auch Abb. in Farbe auf der Rückseite des Heftumschlags). Abb.: © Molletta, Seminario Regionale.

Archäologische Funde bezeugen, dass Musik und Tanz von jeher zum Totenkult gehörten. Ursprungsland figürlicher Darstellungen dürfte Ägypten gewesen sein.¹ Einst verbreitete sich das Adjektiv *makaber* von Südosten nach Nordwesten. Im Hebräischen sind die *Makkabi* allgegenwärtig als Sportvereine, die sich auf das gleichnamige, Pyramiden bauende Kriegervolk berufen. Im Arabischen bedeutet das Wort *Grab* oder *Friedhof*. Heute versteht in Italien jeder *Danza macabra* und im Französischen *Danse macabre*.

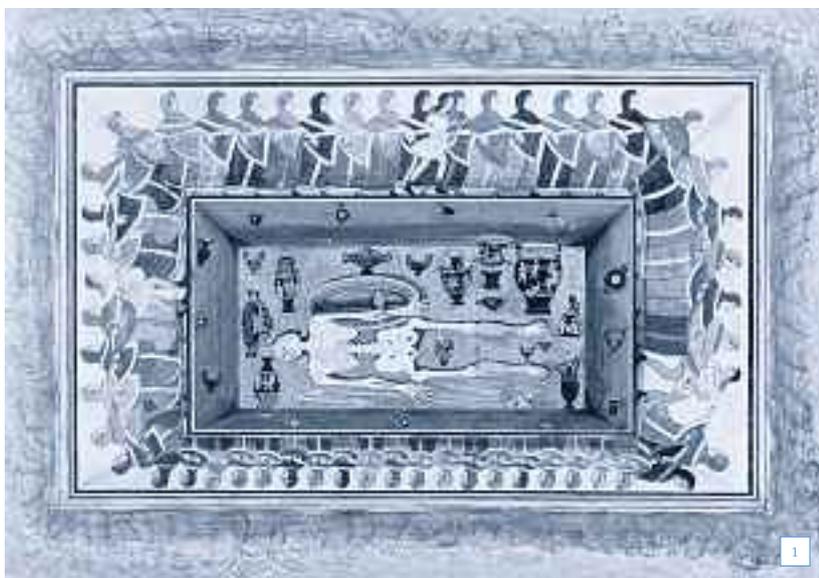
AM ANFANG WAR DER TANZ

In Europa setzte die Geschichte der Totentänze später ein als südlich des Mittelmeers. Griechische Dichter erwähnten, dass die Seligen im Elysium tanzten.²

Als Wandmalerei entstand noch in vorrömischer Zeit die älteste in Italien erhaltene Darstellung von lebenden Personen, die einen Leichnam im Grab umrunden. Ihr Reigen mit Musik und Gesangsbegleitung erklärt den rituellen Totentanz.

Als Geistliche 1833 in Ruvo di Puglia bei Bari die *Tomba delle Danzatrici* ausgraben liessen, lagen im Inneren ein skelettierter Krieger samt Rüstung und Waffen sowie Gefässe.³ An der Decke befand sich die Malerei, die dem Grab seinen Namen gab (Abb. 1). Unter den in Neapel ausgestellten Fragmenten mit einer Abbildung vollverschleierter Totentänzerinnen waren einst drei griechische Jünglinge. Vermutlich sang der Lyra-Spieler von den Taten des Toten, so wie man dies aus der *Odyssee* kennt.

Während der Reigen aus Ruvo schlicht als älteste figürliche Darstellung Apuliens gilt, halten ihn einige Autoren für ein Zeugnis eines weiblichen Fruchtbarkeitskults, andere für ein Werk der *Peuketer* (= Exilanten oder Kolonialisten aus Illyrien, die sich an wenigen Orten in Apulien ansiedelten). Als Datierung nennen sie das ausgehende fünfte Jahrhundert vor Christus.⁴ Ein paar Generationen später entstanden dann in den Kernlanden der Etrusker – also in der heutigen Toskana – Hunderte unterirdischer Grabmalereien. In Tarquinia zierte oft die Darstellung eines Trinkgelages die Stirnwand.⁵ Musik und Tanz stellten die seitlichen Bilder dar.





2 Die Diana Ephesia, eine römische Tetrachme (Münze von vier Drachmen), 50/51 v. Chr., stellt ein Menschenopfer dar. Italienische Lithografie, um 1820/50. Abb.: © wurde der Autorin aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt.

ANTIKE: WIE DIE EINEN DIE ANDEREN SAHEN

Nicht nur für Griechen stand fest, dass Erfolg von freiwillig dargebrachten Opfern abhing. Helden bevorzugten zu diesem Zweck etwa ältere Eber, deren gegrilltes Muskelfleisch sie assen, während die Organe den Göttern vorbehalten blieben. Weihgaben sollten ihr überirdisches Ziel durch Verbrennung erreichen. Musik und ritueller Tanz lassen sich zunächst nur als lokale Ahnenverehrung nachweisen. Später entwickelte sich daraus einerseits als Spiel die Olympiade, andererseits der Tanz ums Feuer bei vermeintlichen Menschenopfern.

Den Totenkult in der Antike erwähnen viele Autoren. Polybios⁶ beschrieb die *Pompa funebris*, den Umzug bei der Beerdigung vornehmer Römer: Musiker führten den *Kondukt* an; Klagefrauen, Tänzer, Schauspieler und freige-

lassene Sklaven folgten. Zum Bestattungsritual gehörte zwingend auch die Bewirtung der Teilnehmenden. Sie lenkte ab, förderte die Wirtschaft, festigte gesellschaftliche Verbindungen und Geschlechterrollen.

Aufschlussreich sind Bräuche, in denen Tod und Leben, Rituale der Ahnenverehrung und Daseinsvorsorge zusammenfallen. Strabon sagte in der *Geographia* über die Kelten⁷: «Sie fertigen aus Stroh und Holz ein riesiges Standbild und stecken dann Vieh, wilde Tiere und Menschen hinein, um ein Brandopfer darzubringen». Da Caesar den Galliern eben solche Gräueltaten zuschrieb, glauben Menschen bis heute daran.

Seit *Diana Ephesia* – das Monument der Artemis in Ephesos – als Münze in Umlauf kam, sahen Römer auf dem Geldstück, wie die Griechen durch Opfer Frucht-

barkeit erlangten. Die auf der Münze als Weihgaben dargestellten Stierhoden wirken fast wie Brüste (vgl. Abb. 2). Das keltische Frühlingsoffer, ein mit Gaben vollgestopftes Korbgeflecht in Menschengestalt, dürfte eine mythologische Variante davon gewesen sein. Verschiedene Bildquellen zeigen, wie dieser seit dem Barock berüchtigte Korb-Koloss (auch *Wicker Man* genannt) nach antikem Vorbild im Rahmen eines Frühlingsoffers (*Sacre de printemps*) in Flammen aufging. Dabei sind die als Weihgaben verbrannten Leiber wohl von Lebenden umrundet worden. Solche Darstellungen legen nahe, dass aus Fruchtbarkeitskulten erst Frühlingsschmuck mit Tänzen ums Feuer wurden, später auch Karnevalsbräuche als heidnische Ausnahmezustände.

Abgesehen davon entstanden im 1. Jahrhundert n. Chr. Darstellungen von Skeletten auf Gefäßen, Gemmen und in Mosaiken.⁸ Sie hatten bacchantische, oft sogar karnevalistische Züge, weil sie die Realität ins Fantastische verkehrten. Eindruck machen bis heute die silbernen Becher aus Boscoreale⁹, die beim Vesuvausbruch verschüttet worden waren. Rundum zieht sich je ein Fries von namentlich bezeichneten, knöchernen Philosophen, die sich mit Weinschläuchen unter Blütenkränzen zum Gastmahl treffen. Einer macht Musik, während andere wie Schauspieler auftreten. Kleinere Gerippe entsprechen Knaben, die als Mundschänke agieren.

3 «Tod bei der Arbeit» im Dom von Florenz, Relief von Tino di Camaino, 1321/37. Foto: © Uli Wunderlich.

TOTENTANZ IM CHRISTLICHEN MITTELALTER

Als Theodosius im Jahre 380 das Christentum zur Staatsreligion erhob, konkurrierten in Europa viele Glaubenswahrheiten miteinander. Kirchenvätern mussten Beisetzungen mit Schmaus und Tanz oder heidnische Frühlingsfeste ein Dorn im Auge gewesen sein. Es dauerte jedoch lange, bis die Mehrheit der Untertanen die Erlässe der Obrigkeit befolgte. Rituelle Totentänze lassen sich daher fast ausschliesslich über Verbote und Strafen nachweisen.

Seit dem 7. Jahrhundert entstanden in Frankreich Tanzlieder vom Brautreiben auf dem Friedhof und seinen schauerlichen Folgen. Unklar bleibt, ob es sich dabei um missionarische Auftragsarbeiten, um Reaktionen auf jugendlichen Übermut oder um archaische Sitten handelt. Ähnliche Dokumente aus dem deutschen Sprachraum sind jünger. Abt Rodulfus Trudonensis wird ein lateinisches Gedicht zugeschrieben, in dem sich die Toten über Tänze auf dem Bestattungsplatz beschwerten.¹⁰ Rechts des Rheines tauchten vergleichbare Texte und makabre Hochzeitslieder erst später auf. Als ältestes Beispiel gilt eine Sage aus Kölbick¹¹ im heutigen Sachsen-Anhalt.

Rituelle Totentänze lassen sich in der Schweiz früh nachweisen.¹² Codex 452 der Berner Burgerbibliothek vereint den Bericht über den Reigen Lebender um einen Leichnam im aufgebahrten Sarg



sowie zwei Sagen vom Tanz der Verstorbenen.¹³ Mal warnt der Text vor Unsitten, mal geht es um gute Gaben. Der genannten Personen wegen lassen sich die Ereignisse datieren und verorten: das Ganze spielte sich ab vor 1303 in Luzern, um 1331 in Basel.

Weil ein dämonischer Bogenschütze «alle» Menschen erlegt hat, auch das Königspaar, tummeln sich auf dem Grab des Bischofs Antonio d'Orso im Dom von Florenz seit den 1320er-Jahren aktive Skelette (Abb. 3).¹⁴ Hoch zu Ross kam der Tod in Navis bei Matrei am Brenner über die Alpen. Erst in der Malerei der Tiroler Burgkapelle Aufenstein waren es der Teufel und ein Musikant, welche die Tänzer ins Verderben führten.¹⁵

Um 1376 bekannte Jean Le Fèvre in der Dichtung *Respit de la Mort*, er habe den Totentanz gemacht.¹⁶ Er versetzte sich in das Sterben als Schicksal. Ebenso meditativ wirkte gemeinsamer Gesang. Das 1396/99 verfasste Notenbuch des katalanischen Klosters Montserrat zierte ein bewegungslos im Sarg liegendes Gerippe.¹⁷ Nur

eine Anmerkung legte die Choreografie zum Lied *Ad mortem festinamus* nahe. Ein paar Jahre später verfasste dann der Südtiroler Oswald von Wolkenstein sein *Ich bin erfordert an den tanz*.¹⁸

Bald entstanden Bilder des zum Kreis geschlossenen Reigen «aller» Menschen, vom Papst bis zum Bauern, für deutsche Handschriften. Die älteste, auf 1409/11 datierte befindet sich heute in Rom (Abb. 4, S. 38), eine wenig jüngere in London.¹⁹ Wahrscheinlich erfanden Mönche den Prototyp des Tanzes rund ums Grab weder in Deutschland noch in der Schweiz, sondern in Spanien oder Italien, weil dort sowohl der jüdische als auch der muslimische Einfluss stärker waren.

Wie die makabre Kunst des Mittelalters aussah, steht fest, nicht aber die Definition der Totentänze. Seit Literaturwissenschaftler die Forschung in ihrem Fach verankert haben, konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf Texte, obwohl damals nur wenige Personen lesen und schreiben konnten. Ausgerechnet zu den be-



rühmtesten Beispielen solcher Totentänze fehlen Zeugnisse.²⁰

Keiner bezweifelt, dass Basel im Mittelalter zwei grosse Wandmalereien zum Thema beherbergte: eine wurde 1805 abergerissen, die andere 1860. Gut dokumentiert ist nur der Fries aus dem Kreuzgang des mit der Reformation aufgehobenen Dominikanerinnenklosters im rechtsrheinischen Klingental. Die Darstellungen auf der anderen Flussseite waren lange nicht überdacht und dürften daher mit jeder Generation ihr Aussehen geändert haben.

Nur die 1766/73 entstandenen Kopien von Emanuel Büchel beweisen, wie eng die Bilderfolgen miteinander verwandt waren. Zu sehen sind jeweils 38 Szenen mit vierzeiligen Dialogversen. Ausgehend vom Beinhaus spricht je ein Gerippe einen Todeskandidaten an, der ihm antwortet. Zuletzt sterben in dieser Bilderfolge das Kind und die Mutter.

Nun stellt sich die Frage, welche der beiden Wandmalereien zuerst da war. Gegen die Vorreiterrolle der Dominikaner spricht die



4 Kreisreigen ums Grab in einer deutschen Handschrift, 1409/11. Rom, Biblioteca Casanatense. Foto: © Uli Wunderlich.

5 Emanuel Büchel dokumentierte mittelalterliche Basler Totentänze. UB Basel. Foto: © Uli Wunderlich.

6 Zürcher Sechseläuten, Tod des Winters und Reiterreigen der Beduinen. Abb.: © wurde der Autorin aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt.

Quellenlage. Einerseits stellten die Mönche für die Schwestern nur in der Zeit von 1480–82 die Beichtväter und Prediger, andererseits war die Ordensgemeinschaft der Frauen älter und reicher. Sie führte ihren Ursprung zurück in jene Lande, aus denen die erhaltenen mittelalterlichen Textabschriften in oberdeutscher Mundart stammen.

Inwiefern die Basler Bilderfolgen einen Reigen darstellten, hängt vom Wissen des Betrachters ab. Da wie dort rahmten diese Darstellungen Gräber. Egal, ob Ordensleute oder Laien vor Ort einen Rundgang machten, rief dieser Anblick die Vergänglichkeit des Lebens in Erinnerung. An Tagen mit Gebet und Musik mussten sich die Besucher rituell in diese Reihe der Sterbenden einbezogen fühlen.

VOM MENSCHENOPFER ZUM ZUNFTFEST IN ZÜRICH

Noch bevor Paul Christian Hilscher das erste deutsche Buch über Totentänze schrieb, lieferte er den Schlüssel zum Verständnis makabrer Rituale.²¹ Der Theologe promovierte über Bräuche zur Mitte der vorösterlichen Fastenzeit. Während die Kirche am *Sonntag Laetare* die Vorfreude auf die Auferstehung feierte, beendeten andere Bräuche die unfruchtbare Jahreszeit.

Das sogenannte *Winteraustragen* oder *Todaustreiben* erreichte seinen Höhepunkt mit einem Ver-

nichtungsakt, der sich als Umkehr des einstigen Brandopfers erwies. Lebenslustige Leute ziehen dabei singend und tanzend umher, um eine Strohfigur ins Feuer oder ins Wasser zu werfen.²² Vielerorts fiel dieses makabre Treiben mit dem Karneval zusammen, wie man seit 1791/93 bei Francisco Goya sehen kann. Unter dem Titel *El Pelele* und *Entierro de la Sardinia* stellte er das Brauchtum in Madrid dar. In Leipzig fühlten sich für diesen Brauch Prostituierte zuständig. Sie trugen die erstorbene Männlichkeit *in effigie* durch die Stadt und sangen Lieder auf den bleichen Tod, bevor sie ihr Opfer im Fluss ertränkten.²³ Bis heute beendet die Trauer um den *Nibbel* alljährlich den Kölner Karneval und die um *Hoppeditz*, mit dem Tanz der Witwen um den brennenden Leichnam im Sarg, jenen in Düsseldorf.²⁴

In Zürich verläuft die Geschichte der makabren Kunst anders: Das Sechseläuten gilt als Frühlings-

fest der Zünfte, die aber längst keine Handwerkerverbände mehr sind.²⁵ Angesehene Herren verbrennen hier den *Böögg*, welcher den Winter verkörpert. Kaum einer der Verantwortlichen denkt dabei daran, dass hier eine symbolische Hinrichtung stattfindet, eine Opferhandlung, deren Wurzeln Jahrtausende weit in die Vergangenheit zurückreichen.

Dabei drängt sich die Bezeichnung *Totentanz* auf: Einerseits umrunden Mitglieder und geladene Gäste erst die Feuerstelle, letztlich also den Leichnam, hoch zu Ross. Sie wiederholen, was Geschichtsschreiber über die Beisetzung der Fürsten Beowulf und Attila berichteten.²⁶ Andererseits findet anlässlich des Fests nicht nur ein Ball, sondern jeweils eine ganze Reihe von Tanzveranstaltungen statt.

Rituell sind die Grenzen vom Umkreisen des vernichtenden Feuers zum Reigen um den Toten fließend. Nur in Zürich versam-



melt sich «alle» Welt, um dem Ende des Winters beizuwohnen. Andernorts sterben der Böögg und die mit ihm verwandten Strohären²⁷ weniger spektakulär. Dort sind es entweder todgeweihte Sträflinge in Ketten oder übermütige Tänzer, die es zu stoppen gilt.

Tatsächlich war der personifizierte Tod Jahrhunderte lang ein wilder Mann mit zottigem Haar, gefährlich wie Schnee und Eis im Winter. Folglich entpuppt sich das *Sechseläuten* als Hinrichtung in effigie, als Einäscherung dessen, der das Leben beenden kann.

ANMERKUNGEN

- 1 Musik in *Geschichte und Gegenwart*, B. 13, 1966, Sp. 92. Bilder in der Zeitschrift *Totentanz aktuell* N.F. 204 und 211.
- 2 www.totentanz-online.de/medien/literatur/anakreon.php.
- 3 https://en.wikipedia.org/wiki/Tomb_of_the_Dancers.
- 4 *The Etruscans Outside Etruria*, Los Angeles 2004, S. 267.
- 5 STEINGRÄBER Stephan, 2006: *Etruskische Wandmalerei von der geometrischen Periode bis zum Hellenismus*, besonders S. 128–183. München.
- 6 POLYBIOS, *Historia* 6, 53,1–54,3, ausgewertet in KRÜNITZ Johann Georg [Hrsg.], 1800/01: *Encyclopädie*. B. 73–74, Brünn. *Leichenbegängnis & Leichenspiele*, www.kruenitz1.uni-trier.de
- 7 STRABO (III 3, 7 und IV 4, 5), danach CAESAR (VI 16) und DIODOR (V 31 und 32, 6).
- 8 *Jahrbuch des deutschen Archäologischen Instituts* 110 (1986), S. 185–255.
- 9 www.louvre.fr/oeuvre-notices/tresor-de-boscoreale
- 10 *Zweisprachig in Totentanz aktuell* N.F. 17 (2015), Heft 196.
- 11 *Lexikon des Mittelalters*, B. 8. Stuttgart 1997, Sp. 463. Zum 2012 veröffentlichten Buch von ROHMANN Gregor vgl. *Totentanz aktuell* N.F. 15. (2013), Heft 168.
- 12 *Es führt zu weit, Belege für rituelle Totentänze von der Riviera bis Masuren aufzulisten. Exakte Quellenangaben zu einer deutschen Region bietet LÖFFLER Peter*, 1975: *Studien zum Totenbrauchtum*, S. 64–74 und 247–297. Münster.
- 13 MÖRGLI Christoph; WUNDERLICH Uli, 2006: *Berner Totentänze*, S. 7. Bern.
- 14 *Zur Plastik von Tino da Camaino in Florenz* siehe *Totentanz aktuell* N.F. 12 (2010), Heft 129 und 16 (2014), Heft 183, 18 (2016), Heft 205.
- 15 *Zu den vor der ersten Pestepidemie entstandenen makabren Wandmalereien in Navis, Thaur (Tirol) und Weitensfeld (Kärnten)* siehe *Totentanz aktuell* N. F. 18 (2016), 205. Strittig bleibt die Datierung ähnlicher Fresken.
- 16 LE FÈVRE Jean: *Le respit de la mort*. S. 113, Vers 3078–3081: *Je fis de Macabré la dance | qui toutes gens maine a sa tresche | et a la fosse les adresche, | qui est leur derraine maison*. [Hrsg. von] HASENOHR-ESNOS Geneviève, 1969: Paris.
- 17 DEL CARMEN GÓMEZ MUNTANÉ María [Hrsg.], 1990: *El llibre vermell de Montserrat. Cantos y danzas* S. XIV, S. 104–105. [Barcelona]. Abgebildet in *Totentanz aktuell* N.F. 14 (2012), Heft 196.
- 18 *Totentanz aktuell* N.F. 4 (2002), Heft 39.
- 19 *Zur Handschrift 1404 der Bibliotheca Casanatense in Rom*, Blatt 5, siehe *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 1978, S. 20 und 23, Anmerkung 73. *Berühmter, weil online, ist die jüngere Fassung in London*, Blatt 30–31, via Google: archives.wellcomelibrary.org/MS49
- 20 WUNDERLICH Uli, 2010: *Mors certa, Hora incerta*. In: *Kunst + Architektur in der Schweiz* 61 (2010), Heft 3: *Friedhofskunst*, S. 46–55 und 86. www.totentanz-online.de stellt mehrheitlich öffentliche Basler Beispiele als *Totentanz des Monats* vor: 2/2017, 9/2016, 10 & 8-2/2015, 6/2014 und 6/2013.
- 21 *Die Übersetzung der Doktorarbeit von 1690 heisst: Paul Christian Hilschern Curiöse Gedancken Von dem Gebrauche am Sonntage Lätare Welchen man insgemein nennet Den Todt austreiben*. Dresden & Leipzig 1701.
- 22 *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. B. 8. Berlin 1936/37, Sp. 980, 983 und 991–993.
- 23 WITKOWSKI Georg, 1909: *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*, S. 86. Berlin.
- 24 *Bildbeleg* <https://de.wikipedia.org/wiki/Hoppeditz>
- 25 www.sechselauten.ch oder BIHRER Rudolf [Hrsg.], 1990: *Zürichs Zünfte einst und jetzt*. Zürich.
- 26 JORDANES, *Getica* XLIX, 255–256 / und *Beowulf*. Das älteste deutsche Epos übersetzt und erläutert von SIMROCK Karl, 1859, S. 158. Stuttgart.
- 27 *Totentanz aktuell* N. F. 10 (2008), Heft 106. [Letzter Stand für alle im Beitrag erwähnten Links: 30. März 2017].

RITES MACABRES:	RITUALI MACABRI:	MACABRE RITUALS:
SACRIFICES HUMAINS,	SACRIFICIO UMANO,	HUMAN SACRIFICES,
DANSE DES MORTS	DANZA MACABRA	DANCES OF DEATH
ET FÊTE DES	E FESTA CORPORATIVA	AND GUILD BALLS
CORPORATIONS		

Les fouilles archéologiques prouvent que la musique et la danse ont toujours fait partie du culte des morts. L'Égypte est le pays d'origine des représentations figuratives. À l'époque, l'adjectif *macabre* s'est répandu du sud-est au nord-ouest. En hébreu, le mot *makkabi* désigne des associations sportives, qui tirent leur nom des *Maccabées*, peuple guerrier. En arabe, le mot signifie *tombe* ou *cimetière*. En Italie, on connaît *la danza macabra* et en France *la danse macabre* bien que ces danses soient apparues plus tard en Europe que dans les pays situés au sud de la Méditerranée.

L'article montre que les danses macabres tirent leurs origines de modèles et de peuples de toutes les époques. On y trouve des exemples de danseurs faisant des rondes autour des morts, de sacrifices humains présumés, de rituels de fécondité et de printemps ainsi que des représentations de danses macabres où la mort prend la forme d'un squelette entouré de tous les membres de la communauté (riches, pauvres, jeunes, vieux, hommes, femmes ou enfants).

Les coutumes de carnaval ou également le *Sechseläuten* de Zurich, au cours duquel on brûle un bonhomme, le *Böögg*, pour symboliser la fin de l'hiver, sont elles aussi apparentées aux anciens rites macabres.

Diversi reperti archeologici dimostrano che la musica e la danza hanno da sempre fatto parte del culto dei morti. Il Paese d'origine delle rappresentazioni figurative potrebbe essere stato l'Egitto. L'aggettivo *macabro* si è poi diffuso da sud-est a nord-ovest. In ebraico, i *Makkabi* sono noti come associazioni sportive che prendono il nome dall'omonimo popolo di guerrieri. In arabo, la parola significa *tomba* o *cimitero*. Oggi, il termine italiano *Danza Macabra* e quello francese *Danse macabre* sono diffusi in tutto il Mondo. In Europa, la storia delle danze macabre è iniziata più tardi rispetto al sud del Mediterraneo.

Nel suo articolo, l'autrice spiega che nel corso dei secoli le danze macabre si rifacevano a diversi modelli precedenti ed erano praticate da diversi gruppi etnici. Gli esempi spaziano da danze in cui i partecipanti circondano il morto, a presunti sacrifici umani, a riti sulla fertilità o primaverili fino a rappresentazioni vere e proprie di danze macabre, dove la morte è raffigurata sotto forma di scheletri insieme a tutti i membri della società (ricchi e poveri, giovani e anziani, uomini, donne e bambini, indistintamente).

Anche le tradizioni carnevalesche o il *Sechseläuten* di Zurigo, in cui il rogo del «Böögg» simboleggia la fine dell'inverno, sono in stretta relazione con gli antichi riti macabre.

Thanks to archaeological finds, we know that music and dancing have always been an integral part of the cult of the dead. In all likelihood, these figurative representations of death originated in Ancient Egypt. Back in the day, the use of the word *macabre* spread from the southeast to the northwest. In Hebrew, *Maccabi* is commonly associated with sports clubs, taking their name from the eponymous warrior tribe. In Arabic the word means *grave* or *cemetery*. Today, everyone in Italy has heard of the *Danza macabra* and the French-speaking world is familiar with the *Danse macabre*. However, the history of the dance of the dead began much later in Europe than it did south of the Mediterranean.

This article documents the many forms that this ritual has taken over the centuries and across ethnic groups. They range from dancers encircling the dead to supposed human sacrifices, fertility and spring rites, right up to actual dances of the dead in which death represented by a skeleton appears alongside the living, whether they are rich or poor, young or old, woman, man or child.

Even carnival customs and the Zurich *Sechseläuten* tradition, in which the *Böögg* (bogey man) is burnt to symbolise the end of winter, are closely related to ancient macabre rituals.

TOTENBRAUCHTUM UND TOTEN- ANDENKEN IN DER OSTSCHWEIZ



Victor Manser war ursprünglich als Sekundarlehrer tätig. Seit 1988 arbeitet er im Historischen und Völkerkundemuseum in St. Gallen, zuerst als Museumspädagoge und seit 2008 als Registrar.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein war der Tod allgegenwärtig. Unsere Vorfahren wurden überall, sogar zu Hause in der guten Stube, an den Tod und die Vergänglichkeit erinnert. Um einen schönen Tod zu ermöglichen und den Übergang vom Leben ins Jenseits zu erleichtern, hat die Kirche in früheren Jahrhunderten viele Rituale und Bräuche geschaffen – von der Sterbestunde bis zur Bestattung auf dem Friedhof.

Früher starben viele Kinder – und auch deren Mütter – während oder kurz nach der Geburt. Jede Generation erlebte Zeiten von «Grossem Sterben», z. B. während der Pestepidemien, die oft ganze Familien dahinflüchteten. Zum Andenken an die Heimgegangenen liess man kunstvoll gestaltete Erinnerungsbilder oder Schmuckstücke aus den Haaren Verstorbener anfertigen. Haarbilder und -schmuck sollten das Andenken an die geliebten Angehörigen lebendig erhalten.

MEDIA VITA IN MORTE SUMUS

Mit diesem lateinischen Satz (*Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen*) beginnt ein gregorianischer Choral aus dem 9. Jahrhundert, welcher dem St. Galler Mönch Notker Balbulus zugeschrieben wird. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war der Tod allgegenwärtig – er griff oft auch schon früher und häufiger in das Leben der Menschen ein als heu-

te. Die Menschen starben mitten im Alltag: das Kind bei der Geburt, die Mutter im Kindbett oder der Vater bei einem Arbeitsunfall. Heute sind Sterben und Tod zunehmend Tabuthemen und werden aus der öffentlichen Wahrnehmung verbannt.

Unsere Vorfahren wurden nicht nur in Kirchen und öffentlichen Gebäuden, sondern auch zu Hause in der Stube an den Tod und an die Vergänglichkeit erinnert. Ein beliebtes *Memento mori*-Symbol in der Renaissance und im Barock war das Tödlein, ein aus Knochen oder Elfenbein geschnitztes Miniaturskelett, welches man in der Stube aufstellte (Abb. 1). Es sollte die Menschen



1

1 Tödlein – Memento mori-Symbol, 18. Jahrhundert.

2 Kachelofen, Lichtensteig (SG), 1795.

3 Versehgarnitur, St. Gallen, Ende 19. Jahrhundert.

Bilder 1–3: Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.

Fotos: © Victor Manser, Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.

stets an die Allgegenwart des Todes und an die Vergänglichkeit erinnern. Die Bezeichnung *Tödlein* verniedlicht den Tod – vielleicht half diese Figur so unseren Vorfahren, weniger Angst vor dem Sterben zu haben.

Oft begegneten die Menschen überall im Hause Darstellungen des Todes: auf Wandmalereien, Möbeln, Kachelöfen u. a. Auf einem Lichtensteiger Ofen von 1795 tritt der Tod als Skelett mit Sense und Sanduhr, als Symbol der schnell zerrinnenden Zeit, auf (Abb. 2). Der Sensemann erklärt sogar, wofür er sein Werkzeug braucht: «*Quotquot peto falce meto*» (*Wie viele ich auch hole, ich schneide sie mit der Sense*).



Auf einem Stubenbalken in einem Walserhaus von 1654 im Bergdorf Furna im Prättigau steht: «Ich vertrau uf Gott und warte der Stund bis ich in den Himmel kum». Dieser Spruch zeigt das Lebensgefühl und das Todesverständnis der Menschen im Barock: nach dem Jammertal auf Erden freuten sie sich auf das ewige Leben im schönen Paradies! Um diesen Schritt zu erleichtern, schuf die Kirche – vor allem die katholische – Rituale und Bräuche rund um den Tod.

VORBEREITUNG AUF EINEN SCHÖNEN TOD

Wenn jemand aus der Familie im Sterben lag, wurde ein Priester gerufen. Dieser machte einen sogenannten «Versehgang», um die Sterbenden mit den Sterbesakramenten zu versehen. Beichte, Kommunion und Krankensalbung sollten das Seelenheil des Menschen sichern. Die katholische Kirche sah die Krankensalbung als Vorbereitung auf den Übergang ins Jenseits. Das Sakrament war als Stärkung für die Sterbenden und nicht als Zeichen des Abschieds zu verstehen.

Um im Sterbefall einen Hausaltar einrichten zu können, besass früher praktisch jede katholische Familie eine private Versehgarnitur (Abb. 3). Diese bestand mindestens aus einem weissen Altartuch, einem Kruzifix, zwei Kerzenständern mit geweihten Kerzen und kleinen Schalen für Weihwasser sowie für Salz und Watte, mit denen sich der Priester die Hände reinigte. Während der Spendung der Krankensalbung wurde die Sterbekerze angezündet; dafür wurden meistens die Tauf- oder Erstkommunikationskerze der Sterbenden verwendet.

Nach Eintreten des Todes wurde der Leichnam in der Stube oder im Schlafzimmer im Sterbebett



4 Babetha Staub auf dem Sterbebett, Ostschweiz, 1850. Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.

5 Seelenfenster am Haus Nr. 23 in Werdenberg (SG), 16. Jahrhundert.

6 Leichenwagen mit Trauerzug, um 1930. Ortsmuseum Wittenbach (SG).

Fotos: © Victor Manser, Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.

schön zurechtgemacht, so wie dies im Bild von Babetha Staub zu sehen ist, die 1850 erst 29-jährig verstarb (Abb. 4). Den Toten legte man Sterbekreuz und Sterberosenkranz in die gefalteten Hände. Man zündete Totenkerzen an und das Bett wurde mit Blumen geschmückt. Bis zur Beisetzung hielten Familienmitglieder, Freunde und Nachbarn Totenwache und konnten so in aller Ruhe von den Verstorbenen Abschied nehmen.

In der Schweiz hatten viele alte Häuser eine kleine, mit einem Brett verschlossene Öffnung in der Kammerwand, ein sogenanntes

«Seelenfenster» (Abb. 5). Laut Berichten haben die Hausbewohner beim Tod eines Familienangehörigen das Schiebetürchen des Seelenfensters kurz geöffnet, damit seine Seele leichter fortfliegen konnte. Das Seelenfensterchen aus dem 16. Jahrhundert am Haus Nr. 23 im Städtchen Werdenberg ist im Kanton St. Gallen als einziges erhalten geblieben.

Die Begräbnisse wurden je nach Stand und Geldbeutel feierlich begangen. Die Verstorbenen wurden in der Regel drei Tage lang zu Hause aufgebahrt. Am Tag der Bestattung versammelte sich die Trauergemeinde beim Haus der



7 Schmiedeeisernes Grabkreuz des Ehepaars Bühler-Fust, Toggenburg, 1828. Gesamtansicht. Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen

8 Detailansicht mit geöffnetem Türchen und knieendem Ehepaar (vgl. Pfeil). Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.

9 Ex voto-Bild, Wallfahrtskirche Heiligkreuz, St. Gallen, 1790.

Fotos: © Victor Manser, Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.



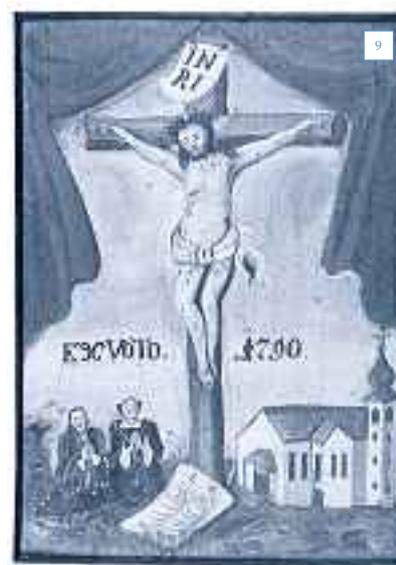
men und Lebensdaten ersetzte man bald durch einen Grabstein oder ein schmiedeeisernes Grabkreuz (Abb. 7). Ein solches stand auch beim Grab des Ehepaars Jakob Bühler (1750–1809) und Anna Maria Fust (1756–1828) im Toggenburg. Im Kästchen drin ist das verstorbene Ehepaar knieend und mit Rosenkranz betend dargestellt (Abb. 8); auf dem Türchen stehen Namen und Sterbedaten der beiden. Im 18./19. Jahrhundert waren solche bemalten und vergoldeten Grabkreuze aus Schmiedeeisen im ganzen Alpenraum verbreitet; heute trifft man sie in der Ostschweiz nur noch selten an.

DAS «GROSSE STERBEN»

Früher starben viele Kinder – und auch Mütter – während oder kurz nach der Geburt. Wenn ein solches Kind nicht getauft werden konnte, kam es nach katholischer Vorstellung nicht in den Himmel und das ewige Leben blieb ihm verwehrt. Das Votivbild von 1790 zeigt verzweifelte Eltern, die ihre verstorbenen Zwillinge zur Wallfahrtskirche Heiligkreuz-St. Gallen getragen haben und unter das wundertätige Kreuz legen (Abb. 9). Sie beten, dass ihre Kinder ein Lebenszeichen von sich geben und doch noch getauft werden können. Die Eltern versprechen, dass sie ein Votivbild als Opfer darbringen, wenn ihre Bitte erhört wird.

Früher erlebte jede Generation Zeiten von «Grossem Sterben».

Allein im 17. Jahrhundert wü-
ten in der Ostschweiz vier grosse Pestepidemien, die Kinder, Frauen, Männer und ganze Familien dahinrafften. Aus dem Pestjahr 1627 stammt das Bild der vornehmen Familie Studer von Winkelbach aus Roggwil (SG); (Abb. 10, S. 46). Der Vater, Hector Studer, hat vier Frauen geheiratet, die ihm sieben Kinder schenken. Von diesen hat nur ein Sohn überlebt; alle gestorbenen Familienangehörigen sind mit einem roten Kreuz markiert (vgl. hierzu Abb. in Farbe auf der Umschlag-Rückseite). Damals war es üblich, dass man auf einem Familienbild alle Lebenden und Toten malte. So fühlte man sich mit den verstorbenen Angehörigen eng verbunden und glaubte, dass sie immer unsichtbar anwesend seien.



Hinterbliebenen. Der Sarg mit der Leiche wurde auf den Leichenwagen geladen, den man mit Blumen und Kränzen schmückte. Bei Prominenten aus Politik oder Wirtschaft fielen die Blumenkranzspenden manchmal so zahlreich aus, dass hinter dem Leichenwagen ein zusätzlicher Blumenwagen eingesetzt werden musste. Angehörige und Trauergäste begleiteten den «Heimgangenen» hinter dem zweispännigen Leichenwagen in einer oft langen Prozession durchs ganze Dorf bis zur Kirche und zum Friedhof (Abb. 6).

Nach der üblichen Erdbestattung wurden der Blumenschmuck und die Kränze aufs Grab gelegt. Das schlichte Holzkreuz mit Na-



10

DAS ANDENKEN BEWAHREN

Im 18. und 19. Jahrhundert liess man kunstvoll gestaltete Erinnerungsbilder oder Schmuckstücke aus den Haaren Verstorbener anfertigen. Haarbilder und -schmuck sollten das Andenken an die geliebten Angehörigen lebendig erhalten.

Indem man Totenandenkenbilder in der Stube aufhängte oder Haarschmuck auf sich trug, fühlte man sich eng mit den Verstorbenen verbunden. In der Ostschweiz haben damals viele Haarkünstler Haare, die man den Sterbenden abgeschnitten hatte, zu Bildern gelegt, geflochten und geklöppelt oder Schmuck daraus hergestellt. Haararbeiten waren im 19. Jahrhundert in allen Bevölkerungsschichten sehr beliebt.

Das Totenandenkenbild (Abb. 11) erinnert an Sabina Hürlimann, die 1878, erst 22-jährig, starb. Der Grabstein aus Glimmer steht unter einer Trauerweide, deren Blätter aus den blonden Haaren der Verstorbenen gefertigt sind. Vorne stehen aus Haaren oder Haarstaub Name und Lebensdaten der Verstorbenen. Der Anker rechts steht als Zeichen der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits.

Besonders beliebt waren Broschen und Medaillons als Trauerschmuck, so wie der aufklappbare Anhänger aus Rotgold von 1840 (Abb. 12). Auf der Deckelinnenseite erkennt man das Foto einer jungen Frau und gegenüber,



Verstorbenen in kleinste Schnipsel geschnitten bzw. zu Haarstaub oder -puder zerstoßen. Vermengt mit leichtem flüssigem Leim (oder *Gummi arabicum*) wurde der Haarpuder mit einem feinen Pinsel auf entsprechende Unterlagen wie Elfenbeinplättchen oder Opalglas aufgetragen. Weit verbreitet waren Motive mit Friedhofsszenen, Trauerweiden, Grabsteinen, Kreuzen oder Urnen.

Das kleine Haarstaubbild (Abb. 13, S. 48) soll an Othmar Rietmann (1831–1869) erinnern, der Geografielehrer an der Kantonsschule in St. Gallen war und als Abenteurer weite Reisen bis nach Australien und in die Südsee unternahm. Das Bild zeigt einen verwunscheneren, überwachsenen Friedhof. Vorne – in der Nähe einer Trauerweide – steht der weisse Grabstein von Othmar Rietmann, bekrönt von einer Urne.

11

hinter Glas, geflochtene Haare derselben Person. Dieses Medaillon trug vielleicht die Mutter als Erinnerung an ihre früh verstorbene Tochter.

Unglaubliches Fingergeschick brauchten die Haarkünstler für die ganz feinen Haarstaubbilder. Für diese wurde das Haar der

Am Schluss der Betrachtungen über Totenbräuche und -rituale soll der folgende hoffnungsvolle Spruch stehen, der sich auf einem Winterthurer Kachelofen von 1655 versteckt: «In Trübsal, Jammer, Angst und Not; ruff an dein gott bis in den tod; nach deiner bitt wird er dir geben, Erlösung hie, dort ewigs Leben».

COUTUMES FUNÈBRES ET SOUVENIRS DES DÉFUNTS EN SUISSE ORIENTALE

¹⁰ *Gruppenbild der Familie Studer-von Winckelbach, Roggwil (SG), 1627 (vgl. auch Abb. in Farbe auf der Umschlagrückseite des Hefts).*

¹¹ *Trauerandenkenbild «Sabina Hürlimann», Ostschweiz, 1878.*

¹² *Medaillon-Anhänger, Trauerschmuck, Ostschweiz, um 1840.*

Alle Objekte aus dem Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen. Fotos: © Victor Manser, Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen. Bildbearbeitung: Jörg Felix, BABS.



Jusqu'au 19^e siècle, la mort était omniprésente. Nos ancêtres y étaient sans cesse confrontés, jusque dans leur salon, par des objets et tableaux qui leur rappelaient le caractère éphémère de la vie. Afin que la mort reste digne et que le passage de la vie à l'au-delà se fasse sans encombre, l'Eglise a créé de nombreux rites et coutumes pour accompagner le défunt jusqu'au cimetière.

Afin de constituer un petit autel privé à domicile, pratiquement chaque famille catholique possédait à l'époque un coffret contenant le matériel nécessaire pour que le prêtre puisse administrer les derniers sacrements au mourant. Confession, communion et extrême-onction garantissaient le salut de l'âme. Après le décès, le corps était installé sur un lit de mort dans le salon ou dans la chambre à coucher. Le défunt était veillé jusqu'au jour de l'enterrement par la famille, les amis et les voisins, qui prenaient ainsi le jour des funérailles, le convoi funèbre se réunissait au domicile du défunt. Famille et proches suivaient le corbillard tiré par deux chevaux à travers le village jusqu'à l'église et puis au cimetière.

Le jour des funérailles, le convoi funèbre se réunissait au domicile du défunt. Famille et proches suivaient le corbillard tiré par deux chevaux à travers le village jusqu'à l'église et puis au cimetière.

Une pierre tombale ou une croix en fer forgé portant le nom ainsi

que les dates de naissance et de décès était érigée sur la tombe en souvenir du défunt. Aux 18^e et 19^e siècles, les croix en fer forgé étaient répandues dans tout l'arc alpin; elles sont aujourd'hui rares en Suisse orientale. A l'époque, de nombreux enfants mouraient à la naissance ou peu après, ainsi que leurs mères. Chaque génération a connu des périodes de forte mortalité, par exemple pendant les épidémies de peste qui emportaient des familles entières.

En signe de gratitude et en souvenir des défunts, les familles commandaient des images votives et de groupe sur lesquelles apparaissaient tous leurs membres, vivants et morts (ces derniers étant marqués d'une croix rouge, cf. ill. au verso de la couverture). C'était une façon de s'unir avec les défunts et de sentir leur présence. Aux 18^e et 19^e siècles, on appréciait tout particulièrement les petits tableaux et les bijoux fabriqués au moyen des cheveux du défunt et qui permettaient de perpétuer le souvenir de l'être cher.

¹²

TRADIZIONE FUNERARIA E COMMEMORAZIONE DEI MORTI NELLA SVIZZERA ORIENTALE

Fino al XIX secolo inoltrato, la morte era un tema onnipresente. I nostri antenati venivano ricordati ovunque, anche nel salotto di casa con statue e quadri che rappresentavano la morte e la fugacità della vita. Per garantire una bella morte e agevolare il passaggio nell'aldilà, la Chiesa creò molti rituali e tradizioni che accompagnavano il defunto dal momento della morte fino alla sua sepoltura nel cimitero.

In passato, praticamente ogni famiglia cattolica possedeva un corredo privato per allestire un altare domestico in caso di un decesso. Il prete dava l'estrema unzione al moribondo. La confessione, la comunione e l'estrema unzione assicuravano la salvezza dell'anima. Dopo la morte si procedeva alla vestizione della salma per esporla in salotto o in camera da letto. Fino al momento del funerale, i membri della famiglia, gli amici e i vicini vegliavano il defunto per accomiarsi in pace da lui. Il giorno del funerale, i partecipanti alle esequie si riunivano nella casa dei famigliari del defunto. I parenti e tutti i partecipanti accompagnavano il defunto seguendo il carro funebre trainato da due cavalli attraverso tutto il paese fino alla chiesa e al cimitero.

Per ricordare il defunto, sulla sua tomba veniva posta una lapide o una croce in ferro battuto con il nome e le date di nascita e morte. Nel XVIII e XIX secolo le croci di ferro erano molto diffuse in tutto l'Arco alpino. Oggi nella Svizzera

orientale non le si vede più che raramente. In passato molti bambini, e anche numerose madri, morivano durante o subito dopo il parto. Ogni generazione ha assistito a periodi di altissima mortalità, come durante le epidemie di peste che hanno decimato intere famiglie.

In segno di gratitudine e ricordo dei defunti si commissionavano immagini votive e di gruppo, in cui erano rappresentati tutti i vivi e i morti (questi ultimi venivano contrassegnati con una croce rossa; vedi figura sul retro di copertina). In questo modo ci si sentiva molto vicini ai famigliari defunti e si credeva che fossero sempre

presenti sebbene invisibili. Per tenere vivo il ricordo dei propri cari, nel XVIII e XIX secolo erano molto popolari anche i quadri commemorativi o i gioielli realizzati con i capelli della persona deceduta.

¹³ *Memento mori per Othmar Rietmann, San Gallo, 1869. Museo storico e etnologico di San Gallo.*

Foto: © Victor Manser, Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.



FUNERAL CUSTOMS AND MEMENTO MORI IN EASTERN SWITZERLAND

Death was a ubiquitous part of life right up to the 19th century. Our forefathers were remembered everywhere, even at home where figures and pictures of death and the past would be displayed in the front room. In centuries past, the church devised a great many rituals and customs – from the last rites right up to inhumation in cemeteries – to ensure a good death and smooth the journey of the deceased to the afterlife.

In the past, nearly every Catholic family had its own home altar set, which would be duly taken out and set up when one of its members passed away. A priest administered the dying with the last sacraments – confession, communion and extreme unction – to guarantee the salvation of their mortal soul. The body of the deceased would then be laid out in the front room or the bedroom, and family, friends and neighbours would come to the house to wake the dead. This would continue until the day of burial, al-

lowing the bereaved to take time to bid farewell to the dearly departed. On the day of the funeral, mourners would gather at the home of the bereaved family. Together, they and the family would walk behind the horse-drawn hearse as it made its way through the village to the church and the person's final resting place.

At the grave stood a headstone or a wrought-iron cross with the name of the deceased and the dates on which he was born and died. In the 18th and 19th centuries, iron crosses were a common sight in Switzerland. However, today they are a rare occurrence in the eastern part of the country.

In bygone days, many infants – and mothers – died, often during or shortly after childbirth. Every

generation experienced its own "the Great Dying", e. g. due to plague outbreaks which decimated entire families.

To thank and remember the deceased, votive and group pictures were commissioned that depicted the living and the dead side by side (the latter marked with a red cross; cf. image on the back cover). For the family, these objects allowed them to feel close to the deceased; many believed that the dead continued to exist as an invisible presence. Among the most popular memento mori in the 18th and 19th centuries were elaborately designed pictures and jewellery which incorporated locks of hair from the dead person. The aim of this hairwork was to keep the memory of the lost loved one alive.

¹³ *Picture commemorating the death of Othmar Rietmann, St. Gallen, 1869. Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.*

Photo: © Victor Manser, Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen.

REBRETTER

DIE LETZTEN ZEUGEN EINES AUSGESTORBENEN
TOTENBRAUCHS IN APPENZELL I. RH.



Roland Inauen,
lic. phil., Volks-
kundler, leitet seit
1992 das Museum
Appenzell. Seit
2013 Landam-
mann des Kantons
Appenzell I. Rh.

Die Rebretter, Leichen- oder Totenbretter dienten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Appenzell I. Rh. zur Aufbahrung der Toten im Sterbehaus. Nach der Beerdigung wurden die Bretter mit einfachen christlichen Emblemen und bisweilen mit floralen Sujets bemalt und häufig mit den Namen und Lebensdaten der Verstorbenen beschriftet. Zur Erinnerung an die Verstorbenen, aber auch als Memento mori heftete man die Rebretter an die Hausfassaden. Dort sollten sie nach den damaligen Glaubensvorstellungen die Toten daran hindern, als Dämonen in ihre Häuser zurückzukehren.

Die erste Silbe des Wortes «Rebrett» (belegt ist auch «Ehbrett») ist abgeleitet von Althochdeutsch «rê» und bedeutet «Leiche».

IMPORT AUS BAYERN?

Die Geschichte der Rebretter liegt weitgehend im Dunkeln. Der Umstand, dass sie in einer abgewandelten Form auch im bayerisch-österreichischen Raum vorkommen, legte zwar die Vermutung nahe, dass der Brauch durch Kapuziner, die aus jener Gegend stammten, nach Appenzell gelangt war. Gegen diese These spricht hingegen, dass im 19. Jahrhundert im Kapuzinerkloster Appenzell weder Guardiane noch Vikare aus Süddeutschland oder Österreich anzutreffen waren. Die Rebretter waren auch im St. Galler Fürstenland be-

kannt. Dort wurden sie – wie in Bayern – an Zäunen am Wegrand befestigt. In Appenzell I. Rh. heftete man sie ausschliesslich an Hausfassaden. Der Brauch ist lediglich in katholischen Gegenden belegt. In der Nachfolge von Luther und Zwingli war die reformierte Kirche bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg darum bemüht, im Zusammenhang mit Tod und Trauer alles zu eliminieren, was an katholische Totenbräuche erinnerte.

An zwei Bauernhäusern in den Bezirken Appenzell und Schlatt-Haslen sind noch drei Rebretter *in situ* erhalten geblieben. Das Museum Appenzell hat insgesamt zehn Rebretter in seiner Sammlung. Zwei davon sind Kinder-Rebretter. Die hohe Kindersterblichkeit im Kanton Appenzell I. Rh. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spiegelt sich also nur bedingt in der Anzahl erhaltener Kinderrebretter. Die kleine Zahl hängt auch damit zusammen, dass unschuldige, getaufte Kinder nach den Vorstellungen der Gläubigen direkt in den Himmel kamen und deshalb keine Rebretter «benötigten», die ihnen ein Zurückkommen zu den Lebenden verwehren sollten.

Das älteste Rebrett ist mit 1846 datiert, das jüngste mit 1901. Die wenigen weiteren datierten Rebretter, die in Privatbesitz sind, stammen aus der gleichen Zeitspanne. Das deutet darauf hin, dass der Brauch nur gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also während rund 50 Jah-



1 Sechs Rebretter im Museum Appenzell. Die beiden Kinder-Rebretter stammen aus dem Bauernhaus Hintere Mazenau, Enggenhütten, Bezirk Schlatt-Haslen. Auf den Brettern wurden kurz nacheinander die Leichen des dreijährigen Johann Baptist und des sechs Monate alten Franz Anton Koster aufgebahrt. Die beiden Brüder sind nach dem Eintrag im Sterberegister der Pfarrei Appenzell an der Grippe gestorben. Foto: © Museum Appenzell.

ren, ausgeübt wurde. Die meisten Rebretter sind in Brülisau und im Bezirk Schlatt-Haslen belegt. Im Dorf Appenzell ist kein Totenbrett nachgewiesen. Leider konnte bis jetzt nicht eruiert werden, weshalb der Brauch an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aufgegeben wurde. Eine mögliche Erklärung könnte die folgende sein: Appenzell I. Rh. erlebte in jener Zeit einen enormen Bauboom im Bereich der öffentlichen Infrastruktur. Gleich mehrere neue Kirchen und Schulhäuser, ein Bürgerheim, ein Schlachthaus, Strassen und Bahnlinien wurden in dieser Zeit gebaut. Eine bis dahin noch nie gesehene Anzahl von Gästen aus ganz Eu-

ropa suchte in den Berggasthäusern und Kurhäusern des Kantons Erholung und Genesung. Die überaus zukunftsgerichtete und dynamische Zeitepoche unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg war definitiv kein Nährboden für solche Traditionen.

BRETT ZUR HERRICHTUNG UND AUFBAHRUNG DER TOTEN...

Auch über den Gebrauch des Rebretts kann nur gemutmasst werden, da diesbezüglich keine verlässlichen Quellen aus Appenzell I. Rh. bekannt sind. Belege aus Deutschland lassen vermuten,

dass die Toten auf dem Brett gewaschen und angekleidet wurden und dass dank dem Brett eine gerade Lagerung ermöglicht wurde. Hätte man die Toten zu lange in den damaligen Betten mit den extrem erhöhten Kopfteilen belassen, wäre ein Umbetten in den Sarg aufgrund der einsetzenden Totenstarre kaum mehr möglich gewesen. Im Anschluss an ihre Herrichtung wurde die Leiche auf dem Brett in der Stube aufgebahrt und erst am Tag der Beerdigung vom Brett genommen und in den Sarg gelegt. In den katholischen Gegenden der Schweiz gab es im 19. Jahrhundert ausschliesslich Erdbestattungen; Kremationen waren bis 1964 verboten.

Im Anschluss an die Beerdigung brachte man das Brett zum Maler, der die Bemalung beziehungsweise Beschriftung anbrachte. Als Maler fungierten oft Lehrer, die im Auftrag der Pfarrei auch die Friedhofskreuze zu beschriften hatten. Neben einfacheren ornamentalen Bemalungen und Beschriftungen mit einem Kreuz und dem Christusmonogramm

2 Die beiden Rebretter am Bauernhaus «Sonder», Gehrenberg, Bezirk Schlatt-Haslen.
Foto: © Museum Appenzell.



sowie einer Jahreszahl (Sterbejahr) finden sich auf den erhaltenen Rebrettern auch filigrane florale Muster, die das Kreuz oder Kopf- und Fussteil des Brettes kunstvoll umranken. Neben dem Namen des oder der Verstorbenen sind nicht selten auch Gebete wie das bekannte «Herr gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm in Frieden» zu lesen. Gemalte Totenschädel mit gekreuzten Knochen unterstreichen die *Memento mori*-Funktion des Rebrettes.

...UND ZUR ABWEHR VON DÄMONEN

Das an der Hausfassade befestigte Brett hatte eine Mehrfachfunktion: Es erinnerte an den oder die Verstorbenen – vom Bauernhaus Schuelerehus, Schlatt, existiert etwa ein Foto (um 1950), auf dem vier Rebretter zu sehen sind. Das Rebrett rief den Vorübergehenden aber auch die eigene Sterb-

lichkeit in Erinnerung. Nach alten Volksglaubensvorstellungen sollte es zudem den Toten daran hindern, das Haus als Geist heimzusuchen. An diese Vorstellung geknüpft war der Glaube, dass der Verstorbene seine ewige Ruhe hätte, wenn das Brett – von der Natur zerstört – von der Hausfassade gefallen war. Dies mag mit ein Grund dafür sein, dass verhältnismässig wenige Rebretter erhalten geblieben sind. Die noch vorhandenen Rebretter werden umso sorgfältiger konserviert, wobei die *in situ* erhaltenen Objekte bewusst dem Zahn der Zeit überlassen werden, solange die jeweiligen Hausbesitzer dies so wünschen. Sie sind im Gegensatz zu den Rebrettern in den Museen «lebendige» Zeugen einer religiösen Volkskultur, die schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts einem enormen Wandel unterworfen war.

LITERATUR

- GSK, *Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte* (Hrsg.), 1984: *Die Kunstdenkmäler des Kantons Appenzell Innerrhoden* (von Rainald Fischer OFM Cap), S. 495, 498.
- INAUEN Roland, 1988: *Kinder-Rebretter*. In: *Revue Schweiz*, 5, S. 64, August 1998.
- OBERHOLZER A., 1968: *Das Rebrett. Ein ausgestorbener st. gallischer und appenzellischer Totenbrauch*. In: *Appenzeller Kalender* 247 (1968).
- RUSCH Carl, 1998: *Das Totenbretter (Rebretter)-Brauchtum in Appenzell Innerrhoden*. In: *Innerrhoder Geschichtsfreund* 39 (1998), S. 140–147.
- *Urlaub im Bayerischen Wald*. Vgl. <http://www.gobayern.eu/totenbrett.html>

[Letzter Stand für die im Beitrag erwähnten Links: 30. März 2017].

LES PLANCHES	TAVOLE FUNERARIE:	REBRETTER:
DES MORTS: TÉMOINS	UNA TRADIZIONE	A RELIC OF A BYGONE
D'UN RITE FUNÉRAIRE	FUNERARIA	BURIAL CUSTOM
DISPARU AUJOURD'HUI	ORMAI ESTINTA	

Au 19^e siècle en Appenzell Rhodes-Intérieures, les planches des morts (*Rebretter*) servaient à la présentation des défunts à leur domicile. Après l'enterrement, on peignait sur les planches des symboles chrétiens ou des motifs floraux souvent accompagnés du nom du défunt ainsi que de ses dates de naissance et de décès. En souvenir du disparu, mais aussi en guise de *memento mori*, on fixait ces planches sur les façades des maisons. Selon une croyance populaire ancienne, cela empêchait les morts de revenir dans la maison sous forme de démons. On croyait aussi que le défunt accédait au repos éternel lorsque la planche, usée par le temps, se détachait de la façade.

On suppose que les défunts étaient lavés et habillés sur la planche qui permettait de les installer dans la bonne position. Une fois préparé, le corps était exposé sur la planche dans le salon avant d'être mis en bière le jour de l'enterrement. Après les funérailles, on apportait la planche à un peintre chargé de la décorer et de l'inscrire.

La collection du Musée d'Appenzell comprend dix planches des morts (*Rebretter*). La plus ancienne date de 1846 et la plus récente de 1901. Les quelques planches datées qui se trouvent en collection privée remontent à la même époque. On peut donc en déduire qu'elles n'ont été utilisées qu'au cours de la seconde moitié du 19^e siècle pendant une cinquantaine d'années.

Nella seconda metà del XIX secolo, nell'Appenzello Interno si utilizzavano tavole funerarie per esporre il feretro in casa. Dopo il funerale, queste tavole venivano dipinte con semplici emblemi cristiani e con motivi floreali e spesso munite del nome del defunto e delle date di nascita e di morte. In memoria del defunto, ma anche come *memento mori*, le tavole funerarie venivano poi affisse alla facciata della casa. Secondo l'antica credenza popolare, lo scopo di questa usanza era quella di impedire ai morti di tornare a casa sotto forma di demoni. Si credeva che il defunto avrebbe raggiunto l'eterno riposo quando la tavola cadeva dalla facciata distrutta dalle intemperie. Questa tavola era chiamata «*Rebrett*», dove la prima sillaba «*rê*» significava *salma* in tedesco antico.

Si presume che i defunti venissero lavati e vestiti sulla tavola e acquisissero una posizione supina diritta. Dopo la vestizione, la salma veniva esposta sulla tavola in salotto per poi essere spostata nella bara solo il giorno del funerale. Dopo il funerale, la tavola veniva portata dal pittore che la dipingeva e la muniva di diciture.

Il museo appenzellese possiede dieci tavole funerarie nella sua collezione. La tavola più antica è datata 1846, mentre la più recente risale al 1901. Le poche altre tavole di proprietà privata risalgono allo stesso periodo. Ciò dimostrerebbe che tale usanza è stata praticata solo nella seconda metà del XIX secolo, cioè per 50 anni.

In the second half of the 19th century, *Rebretter* were used to lay out the dead. After the burial, these boards were painted with simple Christian emblems and floral motifs and frequently inscribed with the name of the person and the dates when he was born and died, thereby serving as a form of *memento mori*. The board was then attached to the outside of the house as ancient popular belief held that this was to prevent the dead returning to their former home in the shape of an evil spirit. Also, it was said that the dead would have eternal peace when the board, battered by the elements, eventually succumbed and fell from the wall.

It is thought that the dead were probably washed and dressed on the board. Also, the *Rebretter* helped to keep the body flat and straight. Once prepared, the body was laid out in the front room until the day of the funeral when it was moved from the board and placed in a coffin. After burial, the board was taken to a painter who added the decoration or inscription.

The Appenzell Museum has a total of 10 *Rebretter* in its collection, including two child-sized boards. The oldest example dates from 1846, the most recent from 1901. The few other dated boards, which are privately owned, come from the same period. This would suggest that this custom was practised only during the latter half of the 19th century and for no more than 50 years.

ADMINISTRATIV VERSORGT

DER FRIEDHOF DER KORREKTIONSANSTALT CAZIS REALTA, GRAUBÜNDEN



Thomas Reitmaier, geb. 1977 in Innsbruck/A. 2001–12 Unterwasserarchäologe, Stadt Zürich, bzw. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Zürich. Seit 2012 Kantonsarchäologe von Graubünden. Forschung zu frühen Hirten, Herden und heisser Milch.

Mit dem 2016 begonnenen Neubau der geschlossenen Justizvollzugsanstalt (JVA) in Realta bei Cazis wird ein Standort beibehalten, der dem Kanton Graubünden seit über 160 Jahren als Versorgungs- und Gefängnisort dient. Die Lage der 1854 gegründeten, als Nachfolgerin der Zwangsarbeitsanstalt Fürstenaue angelegten Korrektions- und Irrenverwahranstalt Realta steht im Zusammenhang mit der damaligen Rheinkorrektion. Noch mehr bezieht sich die Korrektion aber auf die darin untergebrachten Personen, den sogenannten *Korrektionellen*. So stand hier nicht die Unterbringung verurteilter straffälliger Personen im Vordergrund, vielmehr versuchte man, jene Individuen, deren Lebensweise nicht den damaligen moralischen Normen eines bürgerlich-mittelständischen Familienmodells entsprach, auf den «korrekten» Weg zurück zu führen.

Zu dieser Gruppe gehörten Frauen wie Männer unterschiedlichen Alters, beider Konfessionen und auch ausserkantonaler Herkunft, die als «liederlich» oder «arbeitsscheu» klassifiziert wurden. Neben diesen beiden stark geschlechtsspezifischen Kategorisierungen finden sich auch sogenannte «Irre» unter den damaligen Insassen. Die Einweisung all dieser Personen erfolgte im Normalfall nicht freiwillig, sondern wurde von der Familie oder der Gemeinde eingeleitet. Diese hatten für die durch die Unter-

bringung entstandenen Kosten aufzukommen und im Todesfall die Beerdigung oder den Heimtransport der Verstorbenen zu tragen. Das System dieser noch lange angewandten «administrativen Versorgung» führte in jüngster Zeit zu einem intensiven politischen und gesellschaftlichen Diskurs und stand mehrfach im Fokus sozialgeschichtlicher Fragestellungen. Ab 2015 wurde dieses Thema in Graubünden in einem historischen, vom Kanton initiierten und finanzierten Forschungsprojekt grundlegend untersucht.

AUCH ARCHÄOLOGISCHE INTERESSEN

Zufälligerweise im selben Jahr kam mit der Errichtung der neuen geschlossenen JVA-Realta und dem an dieser Stelle vermuteten alten Anstaltsfriedhof eine weitere Ebene in der wissenschaftlichen Aufarbeitung der administrativen Versorgung hinzu. Da der oberflächlich nicht mehr erkennbare Friedhof aus dem 19. Jahrhundert im Zuge der Bauarbeiten vollständig zerstört worden wäre, untersuchte der Archäologische Dienst Graubünden von April bis August 2016 das gesamte 700 m² grosse Areal. Vorhergehende Recherchen in historischen Quellen hatten nur wenige konkrete Informationen zum Bestattungsort hervorgebracht. Dessen tatsächliche, im kollektiven Gedächtnis überlieferte Existenz konnte anhand von Einträgen in den Anstaltsregistern



1 Cazis, Realta: Archäologische Rettungsgrabung im ehemaligen Anstaltsfriedhof, 2016.
Foto: © Archäologischer Dienst des Kantons Graubünden, ADG.

2 Cazis, Realta: Nachbestattungen unter dem Friedhofsweg, 2016.
Foto: © ADG.

bestätigt und die ungefähre Lage auf historischen Karten eingegrenzt werden. Weitere Angaben zur Grösse, zur Belegung oder zum Zeitpunkt der Auflassung des Friedhofes fehlten. Aufgrund dieser Quellenunschärfe konnte auch die Anzahl der hier bestatteten Personen nur grob geschätzt werden. Viele dieser Fragen liessen sich letztlich nur durch die vollständige Ausgrabung des Areals klären.

103 GRÄBER GEFUNDEN

Der Friedhof befand sich direkt nördlich der Korrekationsanstalt und war von dieser lediglich durch einen kleinen, jetzt aber von einem massiven Hochwasserschutz gesicherten Bach getrennt. Das von einer einfachen Rechteckmauer eingefasste Gelände hatte eine Ausdehnung von ca. 12,5 x 19 Metern. An den nördlichen und südlichen Schmalseiten fanden sich Öffnungen für einen mittig angelegten, knapp zwei Meter breiten Weg. Dieser war durch hochkant gestellte Steine von den beiden im Osten bzw. im Westen liegenden Bestattungsbereichen abgegrenzt. Ob diese Zweiteilung ursprünglich konfessionell bedingt war, wie die historischen Quellen implizieren, konnte weder historisch noch archäologisch eindeutig belegt werden. Die einzelnen Gräber – ausschliesslich gut erhaltene Körpergräber – wurden jeweils in zwei Reihen in Nordost-Südwest Richtung angelegt. Die Toten lagen mit grosser

Mehrheit so in den Gräbern, dass ihr Blick nach Osten ausgerichtet gewesen wäre. Insgesamt konnten 103 Gräber freigelegt, systematisch beprobt und unter Berücksichtigung archäologischer bzw. anthropologischer Fragestellungen dokumentiert werden. Ausserhalb der Umfassung fanden sich keine Gräber. Die in den Briefen des damaligen Anstaltsdirektors Anton Lietha wiederholt angedeutete Überbelegung der Anstalt durch «zu Versorgende» oder «Irre» dürfte sich auch im Friedhof widerspiegeln. So hatte dessen ursprüngliche Grösse für die Grablege von 103 Personen bei weitem nicht ausgereicht. Nur für 67 Gräber kann eine planmässige Bestattung nachgewiesen werden. Mindestens 20 Personen wurden zu einem späteren Zeitpunkt im östlichen Friedhofsbereich zwischen oder über bereits angelegten Gräbern beigesetzt. Für 16 Bestattungen wurde schliesslich eine weitere Gräberreihe unmittelbar unter dem Friedhofsweg eröffnet, was zugleich eine Neukonzeption des Zugangs zur Folge hatte.

Laut dem Anstaltsreglement vom 20. Juli 1858 waren verstorbene Insassen auf dem Friedhof der Anstalt zu begraben. Die archäologisch festgestellte Zahl von insgesamt 103 Bestattungen zeigt im Vergleich mit den historischen Daten, dass diese Anweisung weitgehend befolgt wurde. Es bestand zudem die Möglichkeit, eine verstorbene Person in deren Heimatgemeinde zurückzuholen, was damals allerdings nur

selten vorkam. Offenbar verblieben die Allermeisten auch nach ihrem Ableben in der Anstalt, waren also über den Tod hinaus von der «normalen» Gesellschaft separiert.





3 Cazis, Realta: DNA-Beprobung eines Individuums durch die Archäologin Yolanda Alther. Foto: © ADG.

4 Cazis, Relta: Grab 79 eines weiblichen Individuums mit Rosenkranz und Ring (vgl. Pfeile) Foto: © ADG.

5 Cazis, Realta: Nahe beieinander liegende, aber aufeinander bezugnehmende Gräber 62 und 67. Foto: © ADG.

SOZIALGESCHICHTLICHE FRAGESTELLUNGEN

Wie der tägliche Umgang mit den Insassen der Korrekptionsanstalt grundsätzlich einzuschätzen ist, lässt sich aus heutiger Sicht schwer beurteilen. Bekannt ist, dass die Institution nicht für die Versorgung von Pflegebedürftigen ausgestattet war, solche Personen aber über lange Zeit und wiederholt hierher abgeschoben wurden. Vom schon erwähnten Anton Lietha sind mehrere, teils in scharfem Ton verfasste Briefe erhalten, in denen diese Zustände angeprangert werden, so etwa im Schreiben vom November 1885 an den Kleinen Rath: «Würde gegen die uns mögliche Behandlung derartiger armer Geschöpfe geklagt und die inhumane Versorgung gerügt, so müssten wir unsererseits sagen, dass Klage und Kritik vollständig gerechtfertigt wären». Auch die Trägheit der Behörden, von Lietha als taktisches Instrument aufgefasst, wurde kritisiert: «Sie verlassen sich auf einen sehr verzögerten Schriftenwechsel, instanzieren gewöhnlich wiederholt an Ihre hohe Behörde und bitten schliesslich um Geduld, die ziemlich lang in Anspruch genommen wird, bis endlich der Erbarmer Tod eintrifft und die heimatliche und staatliche Fürsorge und Humanität überflüssig macht». Vielleicht hat Lietha durch sein Drängen dazu beigetragen, dass 1892 mit dem Waldhaus in Chur eine tatsächliche «Irrenanstalt» eröffnet wurde. Für jene Zeit sind in Realta jeden-

falls Veränderungen in der Zusammensetzung der Insassen und eine stark abnehmende Zahl der Verstorbenen auffallend.

Allein auf Basis der archäologischen Daten ist es oft schwierig, mitunter fragwürdig vom Umgang mit den Toten auf den Umgang mit den Lebenden zu schliessen. Die verstorbenen Insassen wurden in Realta jedenfalls ordentlich, d. h. dem Reglement entsprechend pietätvoll auf dem Anstaltsfriedhof beigesetzt. Für jedes der 103 Gräber fanden sich Hinweise auf einen Holzsarg, für die letzten drei Bestattungen gar auf solche mit metallenen Griffen und Zierbeschlägen. Bei den meisten Gräbern konnten Reste der Bekleidung nachgewiesen werden. Mitunter trugen die Toten auch Schmuck (Ohr- bzw.

Fingerringe) oder hatten einfache persönliche Gegenstände im Grab. Ein Kuriosum stellt dabei ein Entenschnabel dar, der einem Verstorbenen wohl als Talisman mitgegeben wurde.

WEITERE ERKENNTNISSE WERDEN NOCH FOLGEN

Wichtige Informationen halten schliesslich die noch laufenden anthropologischen Untersuchungen bereit. Typisch für Personen aus jener Zeit sind der vielfach sehr schlechte Gebisszustand, das grosse Ausmass arthrotischer Veränderungen von Gelenken und Wirbelsäulen sowie diverse Hinweise auf Krankheiten wie Tuberkulose. Daneben zeigen sich bei vielen Skeletten aus Cazis zahlreiche Knochenbrüche in





unterschiedlichen Heilungsstadien, vor allem im Bereich der Rippen. Als mögliche Ursachen kommen Stürze, Arbeitsunfälle, Krankheiten (Epilepsie) oder interpersonelle Gewalt in Frage. Wie diese Ursachen individuell zu werten sind, muss bis zum definitiven Abschluss der Auswertungen offen bleiben.

Die letzten Personen, die auf diesem Friedhof noch im Tod administrativ versorgt wurden, dürften in den 1910er-Jahren verstorben sein.

Damit bietet die archäologische Fundstelle die einzigartige Möglichkeit, historische, archäologische und anthropologische Quellen zu einem wichtigen und sensiblen Kapitel der jüngeren Schweizer und Bündner Geschichte miteinander zu verknüpfen. Die individuelle Identifizierung der Bestatteten erlaubt, diesen Personen am Rande bzw. ausserhalb der damaligen Gesellschaft ein Gesicht und, damit verbunden, Würde zu geben. Der Archäologie fällt somit eine wertvolle Stellung von seltener gesell-

schaftlicher Gegenwärtigkeit zu. Das zwingt sie zu einem besonders kritischen und verantwortungsvollen Umgang mit den Toten.

LITERATUR

- GERMANN Urs, 2014: *Die administrative Anstaltsversorgung in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Forschungsbericht* (Online unter <http://www.infoclio.ch/de/node/134673>).
- KNECHT Sybille, 2015: *Zwangsversorgungen. Administrative Einweisungen im Kanton St. Gallen 1872–1971*. St. Gallen.
- LIPPUNER Sabine, 2005: *Bessern und Verwahren: Die Praxis der administrativen Versorgung von «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» in der thurgauischen Zwangsarbeitsanstalt Kalchrain (19. und frühes 20. Jahrhundert)*. Frauenfeld.

- RIETMANN Tanja, 2013: *«Liederlich» und «Arbeitsscheu». Die administrative Anstaltsversorgung im Kanton Bern (1884–1981)*. Zürich.
- RIETMANN Tanja, 2016: *Grundlagen zur Beurteilung der fürsorglichen Zwangsmaßnahmen in Graubünden*. Bern/Chur.

Quellen im Staatsarchiv Graubünden:

- StAGR CB III 747/1 und 2.
- StAGR IV 10 b 1 sowie StAGR IV 10 b 2.
- StAGR CB II 1887/56 Briefkopien 1884–1886 und CB II 1887/57 Briefkopien 1886–1887.

[Letzter Stand für alle im Beitrag erwähnten Links: 30. März 2017].

LE CIMETIÈRE DE L'ASILE DE REALTA

Le canton des Grisons a lancé en 2016 la construction du nouveau pénitencier de Realta à Cazis. Ce projet permet de maintenir un site servant depuis plus de 160 ans d'établissement carcéral.

L'asile psychiatrique et maison de correction de Realta, fondé en 1854, doit sa position aux travaux de correction du Rhin effectués à l'époque. Le Rhin ne fut cependant pas le seul à être corrigé sur ce site, qui abritait non seulement des délinquants condamnés par la justice mais aussi des personnes dont le mode de vie ne correspondait pas aux bonnes mœurs de l'époque et qu'il convenait de remettre sur le droit chemin. Il s'agissait d'hommes et de femmes de mauvaise vie, de bons à rien et de malades mentaux. La plupart du temps, ces personnes étaient internées contre leur gré par leur famille ou la communauté, qui en assumait les frais de séjour et d'enterrement. Ce système d'internement administratif a fait l'objet dès 2016 d'un projet de recherche approfondi financé par le canton.

Etant donné que le cimetière du 19^e siècle a été totalement détruit en surface par les travaux de construction, le service archéologique des Grisons a fouillé l'ensemble des 700 m² du site entre avril et août 2016.

Les 103 tombes découvertes contenaient toutes des cercueils en bois dont trois étaient décorés de poignées en métal et de ferrures décoratives. Des traces de

vêtements ont été trouvées dans la plupart des tombes. Les défunts portaient parfois des bijoux (boucles d'oreilles, bagues) ou étaient enterrés avec des objets personnels. Le bec de canard déposé dans une des tombes en guise de talisman reste un mystère. Une mauvaise dentition, des problèmes d'articulations et de colonne vertébrale ainsi que la tuberculose étaient des maux caractéristiques de cette époque. En outre, un grand nombre des squelettes retrouvés à Cazis présentaient des fractures, certainement dues à des chutes, des accidents du travail, des maladies comme l'épilepsie ou encore des actes de violence.

Le site archéologique de Cazis offre une chance unique d'obtenir des sources historiques, archéologiques et anthropologiques sur un chapitre important et sensible de l'histoire suisse et grisonne récente. L'identification des corps permet en outre de rendre hommage à des personnes qui furent à l'époque marginalisées.

IL CIMITERO DEL PENITENZIARIO DI CAZIS REALTA

Con la costruzione del nuovo penitenziario di Realta presso Cazis, iniziata nel 2016, viene mantenuto un sito che è servito per oltre 160 anni al Cantone dei Grigioni come istituto di custodia e carcere.

L'ubicazione dell'«Istituto correzionale e per la custodia di malati di mente» di Realta, fondato nel 1854, era stata scelta in base alla correzione del corso del Reno. Ma la correzione si riferiva più che altro agli internati. Non si trattava di criminali condannati, ma soprattutto di individui che non vivevano secondo le norme morali dell'epoca e che dovevano quindi essere riportati sulla retta via. Erano donne e uomini classificati come «scapestrati» o «oziosi». Tra gli internati c'erano anche i cosiddetti «matti». L'internamento di queste persone non era quasi mai volontario, ma chiesto dalla famiglia oppure ordinato dal comune. Questi dovevano poi assumersi i costi del funerale in caso di decesso. Il sistema di questo «Internamento amministrativo» è stato studiato a fondo nel 2016 nell'ambito di un progetto di ricerca finanziato dal Cantone.

Il cimitero del XIX secolo è ormai irriconoscibile poiché è stato completamente distrutto dai lavori di costruzione. Nell'agosto del 2016, il Servizio archeologico dei Grigioni ha quindi esaminato l'intera area di 700 m².

Sono state scoperte 103 tombe, tutte con indizi della presenza di bare di legno, addirittura con ma-



6

6 Cazis, Realta: tomba 87 con bara di legno ben conservata. Foto: © ADG.

niglie in metallo e borchie decorative per le ultime tre. Nella maggior parte delle tombe sono stati rinvenuti resti di vestiario. Alcuni scheletri indossavano gioielli (orecchini o anelli) o avevano semplici oggetti personali nella tomba. Curiosa è la scoperta di un becco d'anatra probabilmente messo nella tomba come talismano. Tipico per le persone di quell'epoca erano una dentatura in pessimo stato, danni alle articolazioni e alla colonna vertebrale e segni di malattie come la tubercolosi. Molti scheletri presentavano inoltre fratture probabilmente causate da cadute, infortuni sul lavoro, malattie (epilessia) o atti di violenza.

Il sito archeologico di Cazis è quindi un'occasione unica per collegare tra loro le fonti storiche, archeologiche e antropologiche di un capitolo importante e delicato della recente storia svizzera e grigionese. L'identificazione dei singoli defunti permette inoltre di dare un volto e di ridare una dignità a queste persone, vissute ai margini o al di fuori della società dell'epoca.

THE CAZIS REALTA ASYLUM CEMETERY

Building work on the new Realta Cazis prison began in 2016, on a site that had already served as a detention centre and penitentiary for the canton of Graubünden more than 160 years before.

The site of the original *Korrek-tions- und Irrenverwahrungsanstalt Realta* from 1854 was created when the course of the River Rhine was shortened. However, it was not only the river that was subject to correction but the inmates of the penitentiary too. Most were not convicted offenders but rather individuals whose lifestyles flouted the morals and conventions of that time; their stay there was intended to put them back on the straight and narrow. The women and men detained there were branded "dissolute" or "workshy". Other inmates included "the mad", with many incarcerated against their will and often at the request of their family or the local authorities, who also had to cover the costs of their detention and arrange the burial when they died. In 2016 a research project, funded by the canton, was launched on the "administrative detention" system.

Given that construction work on the new facility would completely eradicate what remained of the 19th century prison cemetery, the Graubünden Archaeological Service embarked on a dig of the en-

tire 700 m² site from April to August 2016.

We uncovered 103 graves, each containing fragments that would indicate burial in wooden coffins. Indeed, in the three most recent graves we also found metal handles and other decorative fittings. Most of the graves also contained textile remnants. In some cases, the dead were buried wearing jewellery (finger- or earrings) or with simple personal items. One of our odder finds was a duck's bill, which was placed with the deceased as a good-luck charm. It is not surprising that the human remains bore traces of poor dental hygiene, damaged limbs and spines, and diseases like tuberculosis. In addition, many of the skeletons had bone fractures, possibly caused by a fall, an occupational accident, illness (e.g. epilepsy) or a violent assault.

This archaeological site offers a unique opportunity to weave together historical, archaeological and anthropological sources with important, and sensitive, chapters in the history of both Switzerland and the canton of Graubünden. By identifying every occupant of the former cemetery, we will be able to humanise and restore the dignity of these individuals who would have lived on the margins of society and, in some cases, completely excluded from it.

DER WALD ALS ORT DER STILLE

ZUR ENTSTEHUNG DES WALDFRIEDHOFES IN SCHAFFHAUSEN



Zara Tiefert-Reckermann, M.A., studierte Kunstgeschichte, Musikwissenschaft und Germanistik in Mainz und schloss ihr Studium mit einer Arbeit über den Schaffhauser Architekten Walter Maria Förderer ab. Sie arbeitet als freie Kunsthistorikerin (Ausstellungskuratorin, Mitglied der Redaktion von *k+a*, u. a.).

Der Theologe Augustin Wibbelt schrieb 1921 in seinem *Büchlein vom Walde*: «Du sagst: Bäume sind Bäume, grün im Sommer und im Winter kahl [...] Du kennst meine lieben Bäume schlecht, guter Freund! Es sind Leute von Charakter, sie haben ihre Eigenart, nur daß sie verschwiegen sind und ihre Seele nicht dem ersten besten, der gelaufen kommt, offenbaren. Es lohnt sich wohl, näher mit ihnen bekannt zu werden [...]».¹ Ein Ort mit einem solch aussergewöhnlichen Charakter – lohnenswert, näher kennengelernt zu werden – ist auch der Schaffhauser Waldfriedhof. Er entstand 1914, in dieser Form erstmals in der Schweiz umgesetzt, als Pionierleistung.

Der Waldfriedhof wurde Anfang des 20. Jahrhunderts als neuer Zentralfriedhof der Stadt Schaffhausen im noch unbebauten Niklausenfeld mit dem angrenzenden Rheinhardwald errichtet.

DER WALDFRIEDHOF ALS IDEALFRIEDHOF

Die aus Deutschland übernommene Idee, eine vorhandene Baumlandschaft zu einem Friedhof umzufunktionieren, wurde hier erstmals in der Schweiz verwirklicht. Hans Grässel, der mit seinem Entwurf des Münchner Waldfriedhofs von 1907 als Erfinder dieses Friedhoftypus gelten kann, war massgeblich an den Plänen für Schaffhausen beteiligt. Grässel lehnte den Pomp der

bürgerlichen Grabmalskulptur und die Auswirkungen einer materialistischen Lebensauffassung ab. Stattdessen favorisierte er eine Anlage, die sich der vorhandenen Waldlandschaft anzupassen versuchte. Der Waldfriedhof ist das bewusste Gegenstück zum geometrisch, künstlich angelegten Parkfriedhof. Mit seinen Ideen stand Grässel am Anfang der Friedhofsreformbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, welche sich aufgrund von Industrialisierung, Urbanisierung und der damit einhergehenden Massengesellschaft entwickelte. In Schaffhausen wurden bereits wesentliche Forderungen der Reform umgesetzt, etwa die möglichst gleichförmigen Grabsteine sowie die Anordnung von kleinflächigen Grabfeldern.

WALD UND NATURERLEB- NIS WIRD ZUM KONZEPT

Nach mehreren Erweiterungsetappen umfasst der Friedhof heute eine Fläche von rund 17 Hektar. Um den Charakter eines Waldfriedhofs stets zu bewahren, wurde bereits 1914 im Grundbuch festgehalten, dass mindestens 60 Prozent der Gesamtanlage mit Waldbäumen bestockt bleiben müssen. Im Zuge der Erweiterungen in den 1980er-Jahren wurde sogar eine eigenständige baurechtliche Zone für den Waldfriedhof geschaffen, die «Waldfriedhofszone». Der Rheinhardwald war ursprünglich ein Nutzwald. Der Baumbestand entspricht in Artenvielfalt und in



1

1 Lageplan des Waldfriedhofs Schaffhausen. Die schwarzen Nummern kennzeichnen künstlerisch besonders wertvolle Grabdenkmäler. © Archiv der Stadtgärtnerei Schaffhausen.

2 Gräberfeld. © Ernst Müller / Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte (GSK).

gebaut, doch blieb die ursprüngliche Gestaltung weitestgehend erhalten. Charakteristisch für Werners Stil sind die markanten Dachformen. Die Fassaden sind klar und einfach gestaltet, versehen mit wenig, aber ausdrucksvollem symbolischem Schmuck. Die Abdankungshalle enthält ein Wandgemälde von Carl Roesch.

seiner Grundstruktur bis heute einem standorttypischen Buchenmischwald. Die Friedhofsanlage wird von einem einfachen Holzlattenzaun mit einer Höhe von 1,80 Metern eingefriedet. Der Haupteingang für Besucher befindet sich an der Rheinhardstrasse, gegenüber der Stadtgärtnerei.

Die Wegführung des Friedhofs ergab sich aus der Gesamtanlage und aufgrund des Waldcharakters (Abb. 1). Sie ist organisch und der im Rheinhardwald existierenden Topografie angepasst. Es gibt unterschiedlich breite Haupt- und Nebenwege. Die Wegführung macht einen ganz wesentlichen Teil der Atmosphäre im Waldfriedhof aus und trägt zur Weitläufigkeit der Anlage sowie der Wahrnehmung dieser als Wald bei.

Einen Kontrast zu diesen organischen Verläufen bilden die oft rechtwinklig, in Reihen angelegten Gräberfelder (Abb. 2). Diese sind regelmässig in der Waldfläche verteilt und unterschiedlich gross, sodass das Gefühl, sich in einem Wald zu befinden, stets be-

stehen bleibt. Jedes Feld wird individuell den Gegebenheiten angepasst und weist zwischen 20 bis max. 200 Gräber auf. Grösse und Gestaltung der einzelnen Grabmäler sind im Friedhofs- und Bestattungsreglement festgelegt. Ebenso gibt es exakte Vorschriften für die Grabbepflanzung.

Auch die Gebäude des Friedhofs sollten sich unter Wahrung des Waldcharakters harmonisch in das Gelände einfügen. Folgerichtig liegt das Hauptgebäude nicht mehr wie bis dahin üblich beherrschend an der Strassenseite, sondern etwas zurückversetzt, an einer leicht erhabenen Stelle, inmitten des Walds (Abb. 3, S. 62).

Die von Carl Werner 1913/14 im Heimatstil errichteten Gebäude sind ein Pförtnerhaus direkt am Eingang, das kreuzförmige Hauptgebäude bestehend aus Abdankungshalle, Krematorium, Abschiedsräumen und Kolumbarium sowie eine am westlichen Flügel anschliessende Betriebswohnung mit dem dahinter liegenden Werkhof. Das Hauptgebäude wurde mehrmals um-



2



3 Das Friedhofshauptgebäude mitten im Wald.

4 Walter Knecht. Familiengrab Fischli, 1936.

6 Franz Fischer. Grabstätte zur Erinnerung an die Bombardierungsoffer von 1944.

Alle drei Fotos: © Ernst Müller/GSK.



5 Der sogenannte «Bärengraben», das erste Urnengrabfeld von 1943/44.
Foto: © Ernst Müller/GSK



GRABMALKUNST ALS ZEITZEUGE

Die verschiedenen Gräbergruppen müssen sich, wie die Architektur, dem nur teilweise gelichteten Wald und der differenzierten Topografie unterordnen. Die Friedhofsverwaltung unterscheidet zwischen neun verschiedenen Grabfeldtypen. Die Ruhefristen bewegen sich zwischen 15 und 40 Jahren, je nach Grabart. Für jedes Grabdenkmal ist ein Gesuch mit einer Skizze im Massstab 1:10 einzureichen. Vorschriften gibt es bezüglich der Abmessungen, des Materials, der Schrift, der Oberflächenbearbeitung und des bildhauerischen Schmucks. Für den Besucher sind diese gestalterischen Richtlinien zwar auf den ersten Blick nicht sofort erkennbar, jedoch werden sie in ihrer Gesamtkomposition zusammen mit den Vorgaben bezüglich der Grabbepflanzung erlebbar und als stimmig wahrgenommen, was die Anlage des Waldfriedhofs so besonders macht.

Ein bisschen mehr Freiheit in der Gestaltung bieten die über das gesamte Friedhofsareal verteilten Familiengräber (vgl. z. B. Abb. 4). Künstlerisch besonders wertvolle Grabmäler werden mittlerweile als sogenannte Denkmalgräber erhalten und nach Möglichkeit an Ort und Stelle belassen. Sie sind wichtige Zeitzeugen aus historischer und künstlerischer Sicht.

Noch deutlicher heben sich die Gemeinschaftsgrabanlagen ab,

indem für sie spezielle Flächen wie kleine Lichtungen oder Haine zur Verfügung gestellt werden. Sie sind zudem künstlerisch – meist auf der Grundlage von Wettbewerben – besonders gestaltet.

1943/44 wurde das Urnenfeld II, der sogenannte «Bärengraben», erbaut (Abb. 5). Diese räumlich in sich abgeschlossene Anlage besteht aus zwei im Oval angeordneten, teilweise unterbrochenen Grabreihen. In der Mitte des Ovals wurde 1945 in einer abgesenkten ovalen Grasfläche das erste Gemeinschaftsgrab ohne Namensnennung, eine Grabstätte für die «Einsamen», errichtet.

Ein sehr grosszügig angelegtes Ensemble stellt die Grabstätte zur Erinnerung an die Bombardierungsoffer von 1944 dar (Abb. 6). Die Gesamtanlage mit den im Halbkreis angeordneten Grab-

steinen und Schriftplatten sowie einer Gedenkmauer mit Erinnerungsschrift wurde durch den Architekten Karl Scherrer gestaltet; die Frauenfigur am rechten Rand der Grabmalanlage stammt vom Zürcher Bildhauer Franz Fischer.

Als «epochale Neuerung der Urnenaufbewahrung» wurde die 1972 eingeweihte Urnennischenanlage bezeichnet (Abb. 7). Mit dieser Anlage hält der Zeitgeist der 1970er-Jahre Einzug in den Waldfriedhof: Elementbauweise aus vorgefertigtem Beton.

7 Urnennischenanlage aus Betonkuben, 1972.

Foto: © Ernst Müller/GSK.





8 *Bronzerelief von Hans Josephsohn. Gemeinschaftsgrab. 1977/78. Foto: © Ernst Müller/GSK*

10 *Horst Bohnet. Kokon. 2015. Foto: © Grün Schaffhausen*



Das Zentrum dieser kleinen Totenstadt ist die sich bis heute in Betrieb befindliche Gemeinschaftsgrabstätte ohne Namensnennung mit einem Bronzerelief des Zürcher Künstlers Hans Josephsohn (Abb. 8). Die über 2 Meter hohe Frauengestalt ist nicht für einen bestimmten Verstorbenen geschaffen; die Plastik hält vielmehr in ideeller Art das Andenken an alle hier bestatteten Personen lebendig.

1989 wurde die Urnengrabstätte von Brigitte Stadler und Roland Gut eingeweiht (Abb. 9). Der Grabstätte liegt das Bild eines Waldteichs zugrunde – still, tief und undurchdringlich. Bei diesem Gemeinschaftsgrab werden die Holzurnen im angrenzenden Waldboden beigesetzt und die Namen der Verstorbenen in die Bodenplatten neben der Wasseroberfläche eingraviert.

Das jüngste Gemeinschaftsgrab ist eine Grabstätte von 2015 für früh verlorene Kinder (Abb. 10). Die Sandsteinskulptur «Kokon» des Künstlers Horst Bohnet symbolisiert das Stadium der Metamorphose zwischen zwei Lebensphasen.

EINORDNUNG UND WÜRDIGUNG

Mit der aus Deutschland übernommenen Idee stellte der Waldfriedhof seinerzeit nicht nur für Schaffhausen, sondern für die gesamte Schweiz eine bahnbrechende Meisterleistung dar.



9

9 Brigitte Stadler/Roland Gut.
Urnengrabstätte. 1989.
Foto: © Ernst Müller/GSK

Heute gilt der Friedhof als eine der schönsten Parkanlagen der Schweiz. Der zweite idealtypisch angelegte Waldfriedhof in der Schweiz entstand in den Jahren 1919–29 durch Rudolf Gaberel in Davos (beide Anlagen gehören zu den Kulturgütern von nationaler Bedeutung im KGS-Inventar 2009). Auch hier müssen 60 Prozent der Fläche aus Waldbäumen bestehen.

Auf einer zeitlichen Achse liegt die Erfindung des Waldfriedhofs zwischen dem künstlich angelegten Parkfriedhof des 19. Jahrhunderts und dem Architektonischen Friedhof, der Funktionalität und Effizienz in den Vordergrund stellte und sich nach dem Ersten Weltkrieg allgemein als Friedhofsform durchsetzen konnte.

Als eine Art Weiterentwicklung des Waldfriedhofs gegen Ende des 20. Jahrhunderts kann die sich in der Schweiz entwickelnde Idee des «Friedwalds» gesehen werden. 1999 wurde in Mammern (Kanton Thurgau) der erste Friedwald eröffnet. Auf einer der Natur überlassenen baumbestandenen Landschaftsfläche wird die Asche der Verstorbenen zu den Wurzeln eines Baumes gegeben.

Der Wald als Ort der Bestattung ist ein einzigartiger Ort: «Ein Wald ist alles, was zwischen seinen Bäumen existiert, zwischen seinem dichten Unterholz und seinen Lichtungen, zwischen all seinen Lebenszyklen und ihren ungleichen Zeitskalen, von der Sonnenenergie bis zum Insekt, das nur einen Tag zu leben hat. Ein Wald ist auch der Ort der Begegnung zwischen denen, die ihn betreten, und dem Unbenennbaren, aber Anwesenden, das hinter einem Baum oder im Unterholz wartet. Dem nicht Greifbaren, aber zum Greifen Nahen. Weder still noch hörbar».²

ANMERKUNGEN

- 1 WIBBELT Augustin, 1959: *Ein Büchlein vom Walde*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. P. Josef Tembrink. Band IX. *Bücher der Freude*, S. 355 f. Münster.
- 2 BERGER John, 2013: *Der Augenblick der Fotografie*, S. 249 ff. München.

BIBLIOGRAFIE

- BÖSCH Landschaftsarchitektur, 2010: *Waldfriedhof – Schaffhausen*. *Gartendenkmalpflegerisches Gutachten*. Schaffhausen.
- GRÄSSEL Hans, 1912: *Gutachten betreffend die neue Friedhofsanlage im Stadtwald Rheinhard in Schaffhausen*. München.
- HOLZER Barbara, 2006: *Vom Kirchhof zum Waldfriedhof*. *Entwicklung der christlichen Friedhofsgestaltung in der Schweiz und in Deutschland*. In: *Heimatschutz* 4, S. 2–6. Zürich.
- STADTGÄRTNEREI SCHAFFHAUSEN (Hrsg.), 1954: *40 Jahre Waldfriedhof und Stadtgärtnerei Schaffhausen*. Schaffhausen.
- TIEFERT-RECKERMANN Zara, 2014: *Der Waldfriedhof Schaffhausen*. Bern.

LE CIMETIÈRE FORESTIER DE SCHAFFHOUSE

Le cimetière forestier de Schaffhouse, créé en 1914 sur le modèle munichois (1907) de Hans Grässel, était à l'époque une réalisation d'un genre nouveau, non seulement pour la ville de Schaffhouse mais aussi pour toute la Suisse. En effet, comme à Munich, le cimetière de Schaffhouse donne la priorité à la forêt et à la nature.

Au début du 20^e siècle, dans le cadre de la réforme des cimetières qui allait à l'encontre du faste des tombes bourgeoises, un cimetière uniforme et adapté au paysage forestier existant a été créé à Schaffhouse. Le registre foncier de 1914 précisait déjà que 60% de la superficie du cimetière devait rester boisée. Entre les zones réservées aux tombes, on trouve donc de grands espaces forestiers où se croisent des sentiers pédestres.

L'architecture du cimetière est simple et claire. Les ornements sont peu nombreux mais leur symbolique est très forte. Le cimetière s'étend désormais sur une vaste surface de 17 hectares. Situé dans le quartier Niklausen, le cimetière forestier de Schaffhouse est aujourd'hui considéré comme un des plus beaux parcs de Suisse et a été inscrit dans l'Inventaire PBC 2009 en tant qu'objet A. L'ambiance qui se dégage des lieux change selon l'heure de la journée et les saisons, éveillant les sens des visiteurs. La vie, la mort, l'art et la nature s'y côtoient tout naturellement.

IL CIMITERO SILVESTRE DI SCIAFFUSA

Il cimitero silvestre di Sciaffusa, realizzato nel 1914 sul modello monacense (1907) di Hans Grässel, costituiva un'opera pionieristica non solo per Sciaffusa, ma per tutta la Svizzera. Come a Monaco di Baviera, anche a Sciaffusa si è posto l'accento sul carattere silvestre e il contatto con la natura.

All'inizio del XX secolo, sulla scia del movimento di riforma cimiteriale che rifiutava i fasti delle tombe borghesi, è stato realizzato un impianto uniforme e ben inserito nel paesaggio silvestre esistente. Nel 1914, il catasto comunale ha deciso che il 60 per cento della superficie del cimitero dovesse rimanere boschiva. Tra le diverse aree tombali troviamo quindi vaste superfici forestali attraversate da sentieri sinuosi.



¹¹ TIEFERT-RECKERMANN Zara, 2014: *Der Waldfriedhof Schaffhausen*. GSK-Kunstführer durch die Schweiz, Nr. 949. GSK, Bern. (Solo in tedesco). Fr. 14.–

SCHAFFHAUSEN

WOODLAND CEMETERY

L'architettura cimiteriale è chiara e semplice, con pochi addobbi simbolici ed espressivi. Nel frattempo l'impianto si estende su una superficie di 17 ettari ed è molto spazioso. Fino ad oggi, il cimitero silvestre di Sciaffusa è uno dei parchi più belli della Svizzera ed è classificato come oggetto A nell'Inventario della protezione dei beni culturali del 2009. L'atmosfera al suo interno varia a seconda dell'ora del giorno e della stagione. Il cimitero silvestre nel quartiere sciaffusano di Niklausen è un luogo che coinvolge i sensi, in cui si incontrano la vita e la morte, l'arte e la natura.

The Schaffhausen woodland cemetery was built in 1914 and was inspired by the Munich Waldfriedhof designed by Hans Grässel. At that time, it was a groundbreaking achievement for the canton, and for Switzerland generally. Like its role model (1907), the Schaffhausen burial site puts the forest centre stage, thereby allowing visitors to fully contemplate and enjoy the natural landscape around them.

Prompted by the cemetery reform movement in the early 20th century, which sought to put an end to the pomposity of bourgeois funerary sculptures, a burial site was built that endeavoured to blend seamlessly and harmoniously into the natural wooded landscape. According to records from the land registry at that time (1914), there was a stipulation that 60% of the surface area had to remain forested. In keeping with the overall design and the natural contours of the landscape, large swathes of woodland and wide meandering footpaths divide the different sections of the cemetery.

The architecture is clean and simple, featuring little but expressively symbolic ornamentation. This spacious woodland cemetery now covers 17 hectares and is considered one of the most beautiful park landscapes in Switzerland. In the Swiss PCP Inventory, it is designated as an object of national importance. The mood changes with the time of day and the passing of the seasons. A visit to this cemetery in the Niklausen district is a truly sensory experience. It is a place that deftly reconciles life and death, art and nature.

STÄDTE FÜR DIE TOTEN

SCHWEIZER GROSSFRIEDHÖFE ZWISCHEN 1910 UND 1940



*Boris Schibler,
lic. phil. hist.,
MAS ETH
Geschichte und
Theorie der
Architektur, stv.
Geschäftsführer
der Nationalen
Informationsstelle
zum Kulturerbe
NIKE, Redaktor
NIKE-Bulletin.*

In Schweizer Grossfriedhöfen zu Beginn des 20. Jahrhunderts spiegeln sich charakteristische Züge der Moderne. Zeittypisch waren sowohl die Fragestellungen als auch die Antworten, die hinter den Entwürfen und Realisierungen dieser Anlagen standen. Die Nekropolen richteten sich hinsichtlich Platz und Hygiene an den Forderungen der Zeit aus, insbesondere aber auch in ihrer ästhetischen Gestaltung. Dabei nahm der Friedhof in hohem Mass Impulse des Städtebaus auf. Mit anderen Worten: die Grossfriedhöfe jener Zeit entsprechen idealen Stadtanlagen der Moderne.¹

Zwischen 1910 und 1940 wurden in verschiedenen Schweizer Städten Grossfriedhöfe angelegt oder aber bestehende Friedhöfe zu solchen Anlagen ausgebaut. Dies war eine Folge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Das rasche Anwachsen der städtischen Bevölkerung führte dazu, dass die bestehenden Begräbnisstätten bald die Grenzen ihrer Kapazitäten erreichten. Eingebunden in bestehende Quartierstrukturen, konnten sie in der Regel nicht am Ort erweitert werden. Neue Zentralfriedhöfe ausserhalb des Stadtgebiets waren die Lösung, die gleichzeitig mithalf, die alten Quartiere zu entdichten und die nunmehr aufgehobenen Friedhöfe zu Parks umzugestalten.

Die Gestaltung der neuen Grossfriedhöfe nahm Impulse aus zwei Bereichen auf: Ihrem parkähnli-

chen Charakter entsprechend flossen in sie einerseits die Prinzipien der modernen Landschaftsgestaltung ein. Als Nekropolen – Toten-Städte – waren sie andererseits der Stadt verwandt und es kamen urbanistische Ansätze zum Tragen. Friedhöfe boten ihren Gestaltern die Möglichkeit, eine grosse Gesamtanlage nicht nur zu entwerfen, wie es im Städtebau die Regel war, sondern auch zu realisieren. Man kann behaupten, dass Grossfriedhöfe aus jener Zeit, ob es sich nun um Entwürfe oder um realisierte Anlagen handelt, eigentliche Modellstädte des modernen Städtebaus darstellen.

RÜCKGRIFF AUF IDEALSTADTENTWÜRFE

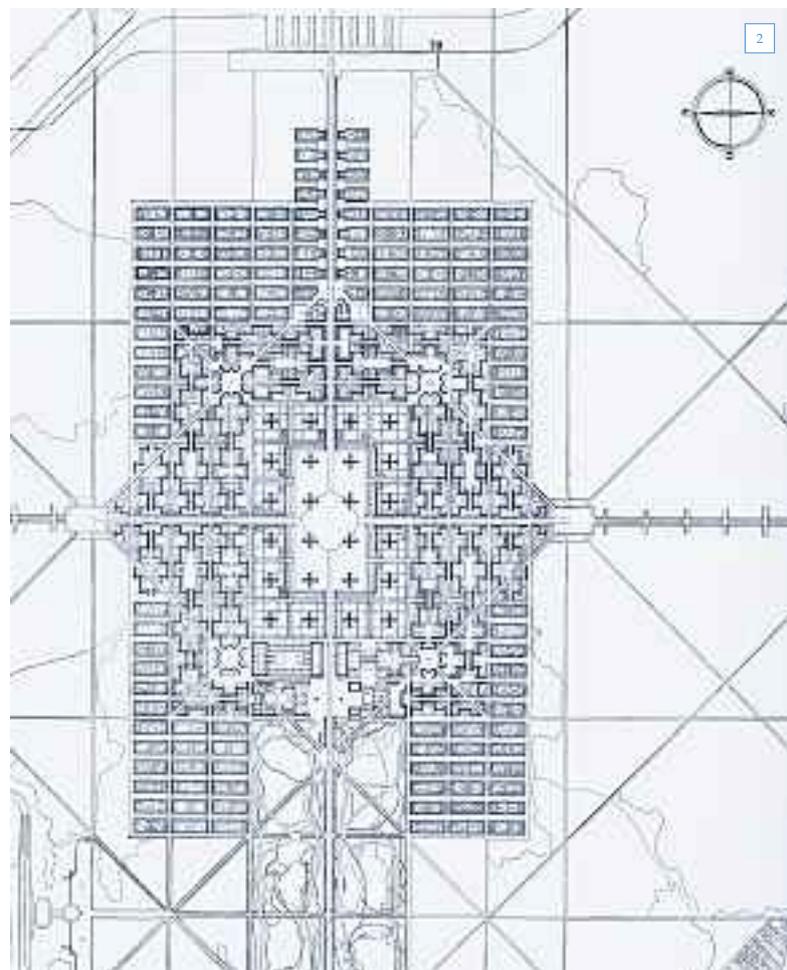
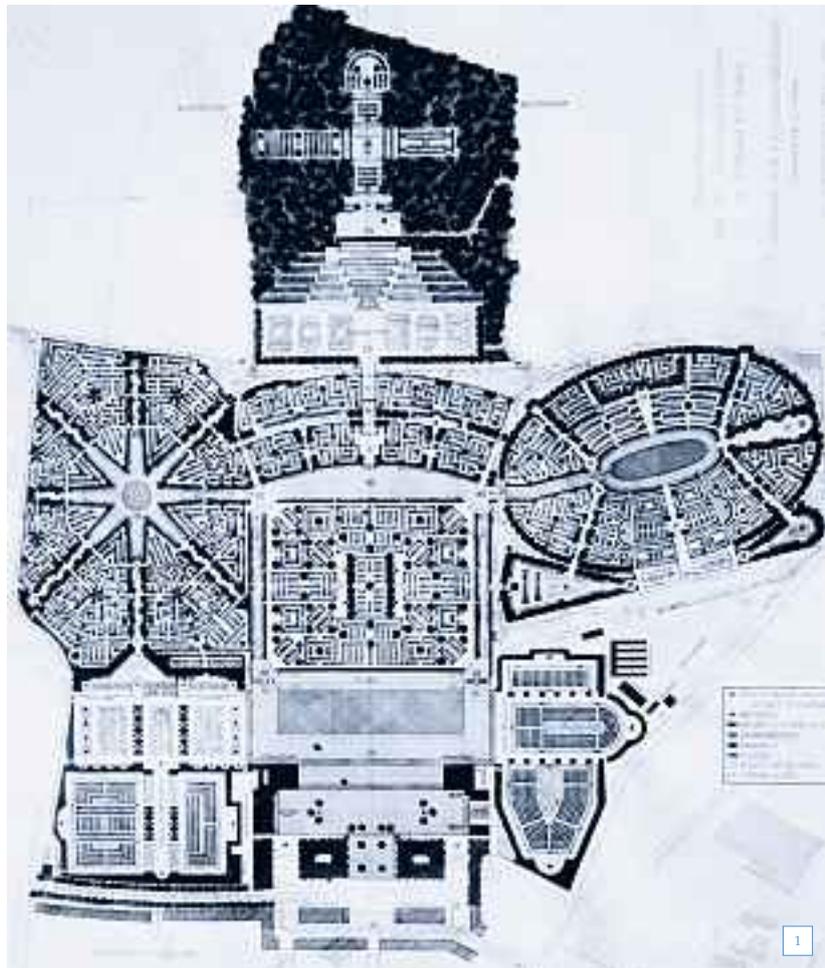
Die Nähe zwischen Friedhofsentwürfen und Stadtplanung zeigt sich exemplarisch an einem nicht prämierten Entwurf, der 1922 als Wettbewerbsbeitrag für den Basler Zentralfriedhof am Hörnli eingereicht wurde.² Dieser Entwurf des Architekten und Künstlers Paul Camenisch (1893–1970) ist von einem rigoros angewandten Formwillen geprägt (Abb. 1). Viereck, Achteck, Oval, die radial verlaufenden Strassen sowie ein Wegnetz von absoluter Regelmässigkeit sind deutlich verwandt mit Stadttutopien, wie sie zur gleichen Zeit entwickelt wurden. In der Gegenüberstellung mit dem Plan der *Ville Contemporaine*, die Le Corbusier (1887–1965) im selben Jahr entworfen hat (Abb. 2), wird die Verwandtschaft

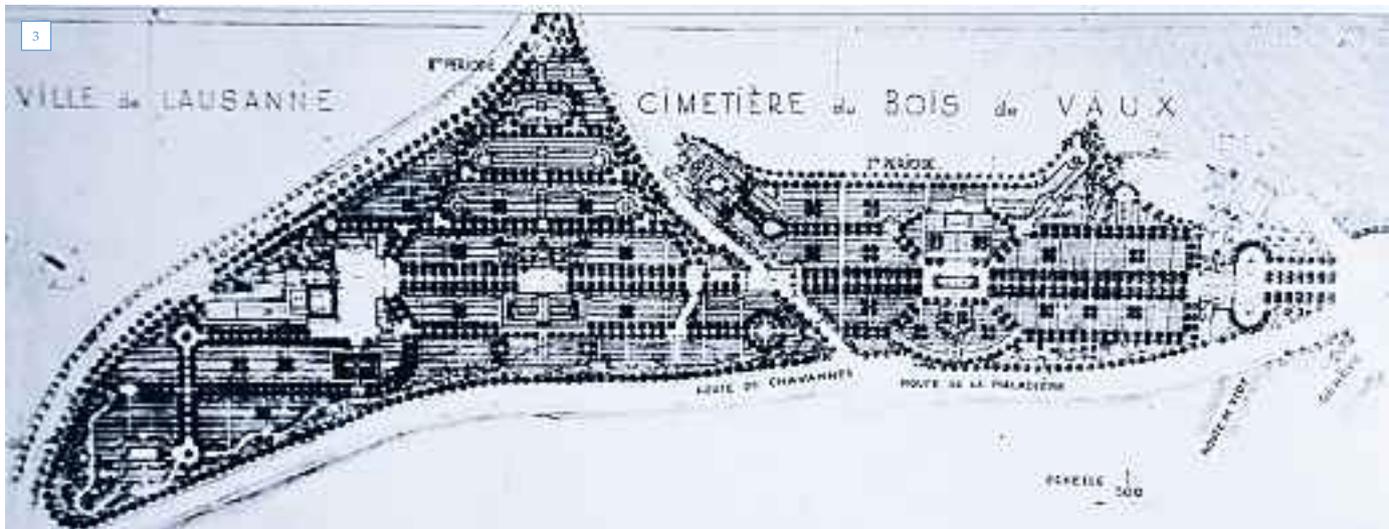
1 Rigoros angewandter Formwille:
Wettbewerbsentwurf für den Basler
Zentralfriedhof am Hörnli, von Paul
Camenisch, 1922. Abb.: © gta
Archiv/ETH Zürich 33-T-178,
Foto: Boris Schibler.

2 Grundriss der Ville Contemporaine
von Le Corbusier, 1922.
Abb.: © Le Corbusier, Pierre
Jeanneret, Oeuvre complète
1910–1929. 10^e édition, Zurich
1974, S. 39. Foto: Boris Schibler.

von Friedhof und Stadt evident. Beide hatten im Grunde dieselben Aufgaben zu erfüllen: Sie sollten eine Vielzahl von Bewohnern aufnehmen und dabei ein Mindestmass an Raum, Hygiene und Umgebungsqualität gewährleisten. Der Hauptunterschied zwischen Camenischs Friedhofsentwurf und Corbusiers Idealstadt besteht darin, dass ersterer für ein bestimmtes Terrain entworfen wurde, das die Gestalt der Anlage wesentlich mitbestimmte, während die *Ville Contemporaine* kein Geländeerelief berücksichtigen musste und darum in absoluter Regelmässigkeit geplant wurde. Beiden Anlagen gemeinsam ist dagegen die regelmässige Rasterung ihrer Grundrisse mittels weniger Grundelemente, was ihnen einen geradezu industriellen Charakter verleiht. Diesem sind auch die repräsentativen Teile der Anlagen untergeordnet, womit sie sich von Stadt- oder Friedhofsanlagen früherer Zeiten klar unterscheiden.

Die Verwandtschaft zwischen Friedhofsanlagen und Stadterweiterungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts findet sich auch bei realisierten Anlagen. Dabei wurde bei Friedhofsgestaltungen nie lediglich auf ein einziges Modell zurückgegriffen. Vielmehr finden sich nebeneinander verschiedene städtebauliche Ansätze der Moderne in Friedhöfen wieder. Bei ihnen tritt ausserdem der Aspekt der Parkanlage hinzu. Wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts im grossstädtischen Bereich zunehmend



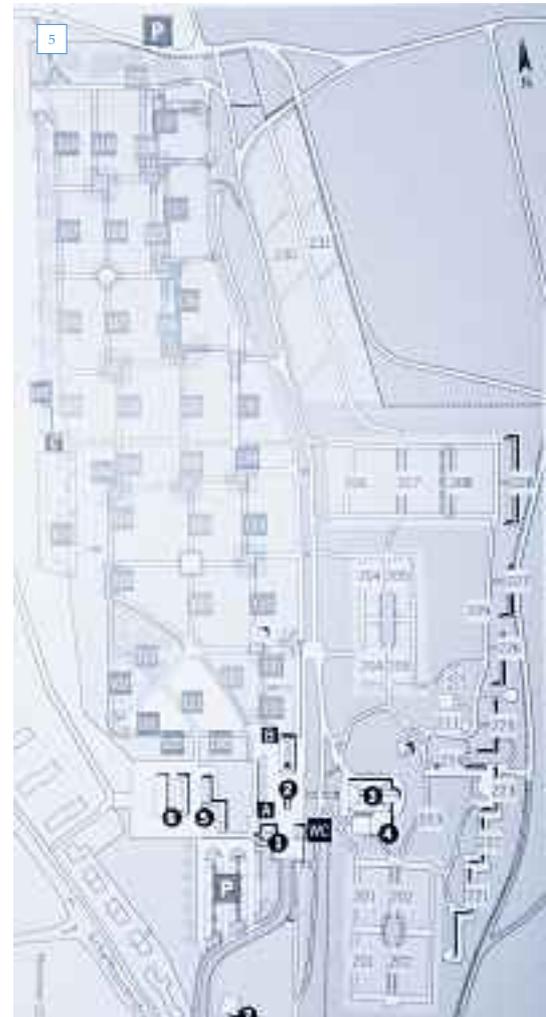


landschaftliche Friedhöfe angelegt, so entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts der architektonische Friedhof. Hier hatte die Gesamtanlage einen regelmässig-geometrischen Grundriss, dem – mittels Grabfeldern, die durch Mauern oder Hecken voneinander abgegrenzt waren, – Räume und Achsen eingeschrieben waren. Auch in zeitgenössischen Aussagen wurden damals Friedhofgestaltung und Städtebau in enger Beziehung zueinander gesehen, und die Schlagworte des modernen Städtebaus, Licht und Luft, finden sich in Aussagen über Friedhöfe wieder.³

ARCHITEKTONISCHE FRIEDHÖFE

Beim Lausanner Cimetière du Bois-de-Vaux, 1921–1951 durch den Architekten Alphonse Laverrière (1872–1954) angelegt⁴, lässt sich deutlich der Gestus städtischer Repräsentation fassen, wie er zu Beginn des 20. Jahrhunderts an der französischen Ecole des Beaux-Arts für den Städtebau entwickelt wurde.⁵ Das komplexe, geometrische Strassennetz mit deutlich herausgestellten Hauptachsen, markanten Diagonalen sowie mehreren zu runden Plätzen erweiterten Kreuzungen, das den Lausanner Friedhof prägt (Abb. 3), findet sich ebenso in früheren Idealstadtentwürfen, wie beispielsweise der *Cité industrielle* von Tony Garnier (1869–1948). Hecken und Alleen aus beschnittenen Thujabäumen verleihen der Anlage architektonische Züge (Abb. 4). Die Regelmässigkeit des Friedhofs, die durch das Wegnetz und durch kleine Plätze gegliedert wird, unterscheidet die Anlage klar von einem landschaftlichen Friedhof. Ausserdem fehlen in der Anlage grössere Monumente oder Denkmäler weitgehend; nicht die einzelnen Gräber stehen im Vordergrund, sondern die Präsenz der Architektur.

⁴ Pflanzen als architektonische Elemente verwendet: Hecken fassen kleine Plätze, Alleen säumen die Hauptachsen im Lausanner Cimetière du Bois-de-Vaux. Foto: © Boris Schibler.



⁵ Mittels Versetzung der Wegachsen an den Kreuzungen passt sich die Friedhofsanlage Rosenberg in Winterthur dem Geländeerief an (der alte Friedhofsteil befindet sich in der linken Bildhälfte). Abb.: © Stadt Winterthur.

Einen anderen Ansatz im Städtebau stellte das Prinzip der Gartenstadt dar. Die sozio-ökonomischen Neuerungen, auf die ihr Konzept hauptsächlich abzielte, konnten in einer Friedhofsanlage natürlich nicht umgesetzt wer-

3 Geometrisches Strassennetz, die Hauptachsen sind als Alleen gestaltet: Cimetière du Bois-de-Vaux, Lausanne.
Foto: Boris Schibler.

6 «Heimeliger» Friedhof: Durch die Versetzung der Wegachsen entstehen im Friedhof Rosenberg kleine Plätze.
Foto: Boris Schibler.



den, doch die formalen Eigenheiten realisierter Gartenstädte wirkten sehr wohl auf die Friedhofsgestaltung ein. Anstatt einem strengen Rasterprinzip zu folgen, wurden die Strassen und Wege der Gartenstadt dem Geländeverlauf angepasst, behielten aber rationale Züge bei. Die Wohngebäude wurden in der Regel um Höfe herum gruppiert, die durch Stichstrassen erschlossen wurden. Diese Prinzipien lassen sich im Friedhof Rosenberg in Winterthur finden. Die Anlage entstand 1913/14; für Entwurf und Ausführung zeichneten die Architekten Robert Rittmeyer (1868–1960) und Walter Furrer (1870–1949) verantwortlich. Bedingt durch die leichte Hanglage des Geländes sind die Gräberfelder auf einer dreistufigen Terrasse angelegt und passen sich mit leichten Versetzungen dem Umriss des Grundstücks an (Abb. 5). Dies wird jeweils an den Weg-

kreuzungen deutlich, wo die Achsen der aufeinandertreffenden Wege meist gegeneinander verschoben sind. Dadurch entstehen kleine Plätze von poetischer Qualität (Abb. 6). Gleichzeitig strukturieren sie die gesamte Anlage. Die einzelnen Grabfelder sind von Hecken eingefasst und bilden Höfe, die durch schmale Pfade erschlossen werden. So erhält der Friedhof anheimelnden Charakter, wie er für die Gartenstadt gefordert wurde.

VON DER STADT- ZUR FRIEDHOFSKRONE

Ein weiterer Bezug zu städtebaulichen Konzepten der Moderne findet sich in den Friedhofsbauten, die als Stadtkrone inszeniert sind. In seinem 1919 erschienenen Buch *Die Stadtkrone* definierte Bruno Taut⁶ (1880–1938) den Mittelpunkt einer Stadt als den

Ort, wo sich das Empfinden der Gesellschaft, die diese Stadt geschaffen habe, in den Bauten ausdrücke. Nach diesem «Endziel und Ausgangspunkt» richte sich die ganze Stadt aus. In verschiedenen Friedhofsanlagen entspricht dem das Krematorium. Hier wurden die Verstorbenen durch die Kremierung gewissermassen in einen höheren Seinszustand transformiert. Die ersten Krematorien der Schweiz wurden ungefähr gleichzeitig errichtet wie die ersten Zentralfriedhöfe, beide waren Ausdruck der modernen Rationalität. Es ist darum nicht verwunderlich, dass beispielsweise im Luzerner Friedhof Friedental der Blick der Besuchenden schon vom Haupteingang aus durch die Hauptachse der Anlage geradewegs auf den Krematoriumskomplex gelenkt wird (Abb. 9). Dieser blickt von einer Anhöhe am nördlichen Ende des Friedhofs auf die Nekropole hinab (Abb. 7). Das Gebäudeensemble wurde 1922–1926 von Albert Froelich (1876–1953) errichtet⁷, der zuvor schon das Krematorium von Aarau (1912) und jenes auf dem Zürcher Friedhof Sihlfeld D (1915) erbaut hatte. Viele Krematorien nehmen herausgehobene Positionen ein, das Luzerner Beispiel ist das deutlichste.

Die ausgewählten Beispiele mögen zeigen, dass Schweizer Grossfriedhöfe zwischen 1910 und 1940 deutliche Parallelen zu gleichzeitigen städtebaulichen Theorien aufweisen. Im Bereich der Struktur der Anlagen, ihrer



7 Friedhofskrone: Das Krematorium über dem Luzerner Friedhof Friedental. Foto: © Boris Schibler.

Wegführung, in der Abgrenzung und Gestaltung der einzelnen Grabfelder sowie auch in den wichtigen Gebäuden einer Friedhofsanlage widerspiegelt sich der moderne Städtebau. Friedhöfe sind zwar in erster Linie zu den städtischen Grünräumen zu zählen, sie sind aber nicht so ausschliesslich als landschaftliche Anlagen zu betrachten, wie dies noch immer oft geschieht. Der Blick auf die Nekropolen aus einer städtebaulichen Perspektive zeigt, dass diese Anlagen im frühen 20. Jahrhundert zu Totenstädten im Wortsinn wurden. Elemente verschiedener städtebaulicher Ansätze liessen sich in Zentralfriedhöfen modellhaft zu einem Ganzen zusammenfügen. Insofern sind die Zentralfriedhöfe zu Beginn des 20. Jahrhunderts als eigentliche Modellstädte für die Toten zu bezeichnen.

ANMERKUNGEN

- 1 Dieser Beitrag beruht auf der unpublizierten MAS-Thesis, die der Autor 2014 im Rahmen des MAS-Programms in *Geschichte und Theorie der Architektur* an der ETH Zürich verfasste: SCHIBLER Boris, 2014: *Modellstädte für die Toten. Schweizer Grossfriedhöfe zwischen 1900 und 1940 im Spiegel städtebaulicher Positionen*.
- 2 *Zur Geschichte des Basler Friedhofs am Hörnli*: GABRIEL Peter; OSSWALD Franz (Hrsg.), 2007: *Am Ende des Weges blüht der Garten der Ewigkeit. 75 Jahre Friedhof am Hörnli. Bestattungskultur im Kanton Basel-Stadt*. Basel.
- 3 So etwa: DIEKMANN Gustav, 1929: *Urnenfriedhof Jena*. In: *Die Gartenkunst* 42/1929, S. 49f.
- 4 *Zur Geschichte des Friedhofs*: FREY Pierre A., 1989: *Le Cimetière du Bois-de-Vaux 1919–1954 et le jardin botanique de Montriond, Lausanne (Guides de monuments suisses 452)*. Bern.
- 5 Hierzu LAMPUGNANI Vittorio Magnago, 2010: *Die Stadt im 20. Jahrhundert: Visionen, Entwürfe, Gebautes*, S. 70–90. Berlin.
- 6 TAUT Bruno, 1919: *Die Stadtkrone*. Jena.
- 7 ZEMP Ivo, 2012: *Die Architektur der Feuerbestattung. Eine Kulturgeschichte der Schweizer Krematorien*. Baden.

LES GRANDS CIMETIÈRES SUISSES ENTRE 1910 ET 1940

L'accroissement de la population due à l'industrialisation a conduit à une saturation des cimetières. Entre 1910 et 1940, plusieurs villes suisses ont donc réalisé de grands cimetières en périphérie ou ont agrandi ceux qui existaient déjà. Conçus selon une approche urbanistique, les cimetières ont donc permis de projeter et de réaliser de grandes installations, à l'encontre des différents projets de villes idéales qui, de par leur nature, devaient rester une utopie.

Les projets de cimetières reprennent certaines approches urbanistiques modernes, que l'on retrouve dans la structure des installations et le plan des allées ainsi que dans la délimitation et l'organisation des parcelles et des bâtiments principaux.

Les cimetières sont avant tout des espaces verts dans les villes, mais il ne s'agit pas uniquement de parcs paysagers. Les nécropoles suivent par exemple différents codes urbanistiques. Dans ce sens, on peut dire que les grands cimetières du début du 20^e siècle constituent de vraies villes modèles pour les défunts.

8 *Des plantes utilisées comme éléments architecturaux: les haies forment de petites places. Photo: © Boris Schibler.*

I GRANDI CIMITERI SVIZZERI TRA IL 1910 E IL 1940

Con l'avvento dell'industrializzazione, tra il 1910 e il 1940 in diverse città svizzere sono stati realizzati grandi cimiteri o ampliati quelli esistenti. I cimiteri esistenti avevano infatti rapidamente raggiunto i loro limiti per la forte crescita demografica. La soluzione era quella di creare nuovi cimiteri all'esterno dell'area urbana. Concepiti secondo approcci urbanistici, i cimiteri hanno quindi offerto la possibilità di progettare e realizzare grandi impianti, in contrapposizione ai vari progetti di città ideale che, secondo la loro natura, dovevano rimanere un'utopia.

Nei progetti dei cimiteri venivano applicati diversi approcci urbanistici moderni. Nella struttura degli impianti, nel piano dei



9 Lo sguardo dei visitatori che accedono al cimitero Friedental di Lucerna dall'ingresso principale viene diretto lungo il viale centrale verso il complesso del crematorio.
Foto: © Boris Schibler.



viali, nella delimitazione e nella progettazione delle aree tombali e dei principali edifici del cimitero si riflettevano concezioni urbanistiche.

I cimiteri rientrano principalmente tra gli spazi verdi urbani, ma non dovrebbero essere descritti solo come impianti paesaggistici, come ancora spesso accade. Uno sguardo alle necropoli dal punto di vista urbanistico dimostra che in questi impianti sono stati assemblati elementi di carattere urbanistico. I cimiteri centrali d'inizio XX secolo possono quindi essere definiti come vere e proprie città modello per i morti.

HISTORY OF LARGE CEMETERIES IN SWITZERLAND FROM 1910 TO 1940

Between 1910 and 1940, many Swiss towns and cities built large cemeteries or extended their existing facilities. Industrialisation had led to an increase in the urban population and the burial sites already in use were quickly going to reach capacity. The solution was the creation of central outer-city cemeteries. Their planning borrowed from urban designs. Unlike blueprints for a model city, which by its nature were destined to remain a vision, these new facilities opened up the opportunity of planning and building a structure on a large scale.

It is clear from the blueprints for these cemeteries that a variety of modern urban planning approaches were adopted. The layout, the pathways, the delineation and design of the different burial sections as well as the buildings on the cemetery grounds mirrored urban development measures.

Although cemeteries are considered primarily as urban green spaces, they should not be described solely as a landscaped site. From an urban planning perspective, these necropolises blend different elements from different urban development approaches to form a complete whole. In this respect, the large cemeteries that were built in the early part of the 20th century could be described as model cities for the dead.

RECENSER LES CIMETIÈRES

OU COMMENT RENDRE VISIBLE LE TRAVAIL DES SPÉCIALISTES DE LA PBC



Fabienne Hoffmann. Licenciée ès lettres à l'Université de Lausanne et diplômée en muséologie et médiation culturelle. Responsable depuis 2007 de l'Office de la Protection des biens culturels du canton de Vaud.

Dans le canton de Vaud, le recensement des biens PBC de valeur communale incombe aux miliciens spécialistes de la PBC, incorporés dans les dix régions de protection civile du canton. En 2008, depuis peu à la tête de l'Office cantonal, nous cherchions une occasion de tester les aptitudes des spécialistes PBC à réaliser des inventaires, dresser des plans et prendre des photographies. Plusieurs d'entre eux nous avaient confié leurs difficultés à être pris au sérieux et le manque de lisibilité de leur travail.

En 2008, Marc Dumartheray, le commandant de la Région de protection civile du Gros-de-Vaud¹ était à la recherche d'un travail à faire exécuter à ses spécialistes PBC. Notre proposition de recensement des cimetières trouva auprès de lui un écho favorable. Sa formation de paysagiste et son expérience professionnelle dans une agence de pompes funèbres, avant son entrée à la Protection civile, furent vraiment de précieux atouts pour le bon déroulement de cette mission.

Le contexte était favorable. Généralement considéré comme tabou, parler de la mort et des rites funéraires était dans l'air du temps. Un colloque interdisciplinaire de la Société d'études thanatologiques de Suisse romande était alors en préparation.² Depuis quelques années, les historiennes Suzanne Kathari et Nathalie Rilliet exécutaient le recensement

des cimetières du canton de Genève³. En même temps, à l'Université de Lausanne, le professeur Dave Lüthi, en charge de la chaire «Architecture & Patrimoine», proposait à ses étudiants le recensement des monuments funéraires de la Suisse romande⁴ (cf. pp. 28–34 dans ce Forum PBC).

Dans le canton de Vaud, quelques cimetières phares avaient fait l'objet d'étude tels celui du Bois-de-Vaux à Lausanne⁵ ou celui de Clarens, non seulement pour leurs qualités architecturale et spatiale, mais aussi pour la présence de monuments funéraires liés à des personnalités célèbres comme Eugène Viollet-le-Duc à Lausanne, Vladimir Nabokov ou encore Oskar Kokoschka à Clarens. En 2010, le thème des Journées européennes du patrimoine s'articulait autour des bâtiments ou lieux liés aux «Cycles de vie». Il s'agissait d'une belle occasion de lier les deux événements: demander le recensement des cimetières aux spécialistes de la PBC, puis donner une lisibilité à leur travail dans le cadre de ces journées qui drainent un large public.

LA MISE AU POINT DU RECENSEMENT DES CIMETIÈRES

Les spécialistes PBC disposent d'une fiche générale pour recenser les objets d'une collection muséale ou ceux conservés dans un bâtiment en vue de leur évacuation. Celle-ci ne convenait pas

1 Création des fiches informatisées après transfert des photographies et report des informations récoltées sur le terrain, 2009. Photo: © PBC du Gros-de-Vaud.

2 Deux spécialistes de la PBC recensent des tombes dans un cimetière du Gros-de-Vaud, 2009. Photo: © PBC du Gros-de-Vaud.



à un cimetière et à ses tombes où il faut plutôt réfléchir en termes de protection⁶. En collaboration avec Marc Dumartheray, nous avons donc élaboré une nouvelle fiche «cimetière», plus adaptée à ce contexte particulier. Après les coordonnées géographiques ainsi que l'extrait de la carte au 1:25'000 sur laquelle le cimetière est mis en évidence, suivent des champs qui permettent de préciser l'année de construction du cimetière, les confessions des inhumés et des incinérés (protestants, catholiques, orthodoxes), le nombre total de sépultures, celles d'avant 1950⁷, le nombre de tombes d'enfant et de tombes cinéraires, la dernière année de désaffectation du cimetière. Les rites funéraires ayant beaucoup évolué au XX^e siècle, nous souhaitions également connaître l'existence d'un colombarium, destiné à accueillir les urnes cinéraires, et d'un «Jardin du souvenir», caveau

collectif anonyme où sont versées les cendres de ceux qui ne désirent pas de monument. Sur la proposition de Marc Dumartheray, une rubrique permet d'énumérer les essences d'arbres présentes dans le cimetière. Un plan schématique met en évidence les différentes zones et leur affectation. Finalement, la fiche est enrichie de photographies, accompagnées des inscriptions et des décors relevés sur les monuments particuliers et les tombes d'avant 1950.

LES DIFFICULTÉS RENCONTRÉES

Si, dans un premier temps, se pencher sur le patrimoine des cimetières n'a pas suscité l'enthousiasme chez les spécialistes PBC, l'engouement de leur commandant pour le sujet, lié à ses anciennes activités, a permis de

dépasser les peurs de ces jeunes gens qui, pour certains, n'avaient pas encore été confrontés à la mort d'un proche parent et n'avaient jamais franchi le seuil d'un cimetière. L'observation des dispositions architecturales, la lecture des noms et des dates sur les tombes, la découverte des rites funéraires et de leur évolution à travers les âges, qui influencent non seulement la dimension des tombes, mais aussi l'organisation spatiale du cimetière ont eu raison de leurs réticences.

La première phase du recensement a été encadrée et suivie par l'Office cantonal de la PBC. Certaines fiches présentaient des observations trop rapides, les inscriptions étaient relevées avec peu de rigueur, certaines photographies montraient seulement les détails et oubliaient l'ensemble, etc. Une séance de travail permit d'améliorer les prestations et de rappeler les règles fondamentales qui président à l'établissement d'un recensement.

CONSTATS ET RÉSULTATS

A la fin du travail, certains spécialistes, qui s'étaient pris au jeu, racontaient avec intérêt la découverte de ce nouvel «espace». Cette mission a permis de souder l'équipe et de réviser leurs connaissances en termes d'inventaire. L'Office de la PBC a pu constater que, soutenus et bien encadrés, les spécialistes de la PBC étaient parfaitement en mesure de fournir un état des



3

lieux des cimetières. Menée entre 2009 et 2010, cette opération permit une radiographie à travers vingt-sept cimetières du district. En cas de catastrophe, les communes connaissent ainsi les monuments et les tombes à protéger.

Chaque commune du district du Gros-de-Vaud, sauf quatre d'entre elles, possède un cimetière destiné à accueillir les membres de toutes les communautés religieuses reconnues. Pour des raisons de salubrité publique, ces cimetières se trouvent loin des églises et des centres de village⁸.

La commune de Bottens dispose de deux cimetières, l'un pour les protestants en dehors du village et l'autre pour les catholiques autour de leur église⁹. A Assens, le cimetière est séparé en deux, chaque confession entrant par une porte distincte. A Saint-Barthélémy, on a recensé un cimetière abandonné, situé au pied du château¹⁰. Celui-ci comporte encore cinq tombes visibles dont trois sont surmontées d'une croix orthodoxe. Dans le Gros-de-Vaud, les désaffectations des tombes ont été réalisées régulièrement entre 1987 et 2007. De ce fait, il ne restait finalement plus qu'environ 130 tombes de personnes ensevelies avant 1950. Les monuments qui honorent les soldats décédés de la grippe espagnole à la fin de la mobilisation de 1914-18, mais également les



4

tombes de quelques curés constituent les plus anciens témoins visibles de l'occupation de ces lieux.

LES JOURNÉES EUROPÉENNES DU PATRIMOINE EN 2010

Au printemps 2010, l'inventaire était terminé, les fiches rassemblées dans des classeurs. Pour les Journées européennes du patrimoine, nous avons donc pu proposer, autour du village d'Assens, un site qui traitait des «dernières demeures» de la vie. A côté d'un corbillard hippomobile, encore utilisé à Vuarrens et réquisitionné pour l'occasion, on pouvait découvrir le recensement réalisé

3 Le cimetière du château de Saint-Barthélémy où se trouvent encore trois sépultures orthodoxes. Daté de 1875, il est aujourd'hui abandonné, mars 2017. Photo: © Office PBC cantonal.

4 Le cimetière de Villars-le-Terroir. En son centre, se dresse le monument aux anciens curés de la paroisse, mars 2017. Photo: © Office PBC cantonal.

5 Assens. Le corbillard hippomobile avec quelques spécialistes de la PBC du Gros-de-Vaud, leur commandant, Marc Dumartheray (en civil) et Fabienne Hoffmann, responsable de l'Office PBC cantonal, 11 septembre 2010. Photo: © PBC du Gros-de-Vaud.

6 Assens. Lors des Journées européennes du patrimoine, une étudiante de l'Université de Lausanne présente au public le monument funéraire de Louis Auguste d'Affry (1713–1793), intégré dans le mur de l'église mixte Saint-Germain d'Assens, 12 septembre 2010. Photo: © Office PBC cantonal.



par les spécialistes qui étaient présents pour donner des explications sur leur travail. Véhiculé dans des bus mis à disposition par la Protection civile, le public pouvait faire des visites commentées de quelques cimetières du district. Ce fut l'occasion de donner des explications sur les spécificités des cimetières du Gros-de-Vaud, mais aussi sur les rites et leur évolution. La présence d'un tailleur de pierres tombales, la conférence d'un thanatologue réputé, les visites guidées par les étudiants de l'Université de Lausanne, qui présentaient les monuments funéraires des églises protestante et catholique, ont fait du village d'Assens, le temps d'un week-end de septembre, un lieu pour parler de la mort et de ses rites. La Protection civile du Gros-de-Vaud, les spécialistes de la PBC, les étudiants et l'Office cantonal PBC ont ainsi uni leurs

forces pour présenter au public un sujet original et bien documenté.

NOTES

- 1 La région était encore composée de l'ancien district d'Echallens qui s'est agrandi ensuite avec des communes appartenant aux anciens districts de Cossonay, Lausanne, Moudon et Yverdon pour ainsi créer le district du Gros-de-Vaud.
- 2 Ce colloque intitulé «Confins du patrimoine: lieux de naissance, jardins de la mort», s'est tenu en septembre 2010 à Sierre. Il a permis d'aborder la mort sous différents aspects et à travers diverses disciplines.
- 3 KATHARI Suzanne et RILLIET Nathalie, 2009: «Histoire et Guide des cimetières genevois». Editions Slatkine, Genève.

- 4 Ces recherches ont été publiées dans un ouvrage de référence: «Le marbre et la poussière, le patrimoine funéraire romand (XVI^e-XVIII^e siècles) Vaud, Neuchâtel, Fribourg, Valais, Jura». Cahiers d'archéologie romande 143–144, Lausanne, 2013. Ce travail a fait l'objet de subventions de la part de la PBC suisse.
- 5 FREY Pierre, 1989: «Le cimetière du Bois-de-Vaux 1919–1954 et le jardin botanique de Montriond, Lausanne». Guide de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse, Berne.
- 6 Par des étayages et des sacs de sable.
- 7 Il s'agissait de recenser individuellement toutes les tombes de personnes décédées avant 1950. Cette date a été choisie arbitrairement en collaboration avec le commandant Dumartheray.
- 8 Dès 1812, un «Arrêté du Petit-Conseil sur la police des enterrements» dit qu'«aucun cimetière ne peut être établi dans l'enceinte d'une ville ou d'un village». Au cours du XIX^e siècle, hormis quelques exceptions, les cimetières sont donc peu à peu sortis des agglomérations.
- 9 Malgré la Réforme, dans l'ancien district d'Echallens, le culte catholique a pu continuer en parallèle au culte protestant.
- 10 Datant de 1875, il est lié au château et à ses occupants de nationalité russe et de religion orthodoxe. DELÉTRA-CARRERAS Nürria, 2001: «Saint-Barthélémy 1139–1801–2001, L'étonnante épopée d'une paroisse». Paroisse catholique de Saint-Barthélémy.

EIN INVENTAR VON FRIEDHÖFEN

Die Gemeinde-Friedhöfe des Kantons Waadt gehören in der Regel zum Verzeichnis der Kulturgüter von lokaler Bedeutung (PBC C). In den Jahren 2009–2010 erstellten die KGS-Spezialisten des «Gros de Vaud», unterstützt durch ihren Kommandanten sowie durch das kantonale Amt für Kulturgüterschutz, ein Inventar der siebenundzwanzig Friedhöfe in ihrem Bezirk.

Mittels Inventarblatt wurden die Denkmäler und Gräber beschrieben und dokumentiert. Den Gemeinden konnten so die benötigten Informationen zur Verfügung gestellt werden, um die Kulturgüter in einem Katastrophenfall in geeigneter Weise schützen zu können. Weiter wurden ein Übersichtsplan und Fotografien zu allen Bereichen gemacht, die einen Bezug zu Bestattungen, Einäscherungen, Kindergräbern, zum Kolumbarium, zum «Garten der Erinnerung» sowie zu einzelnen speziellen Denkmälern haben.

Diese innovative Arbeit des Kantons konnte man anlässlich der Europäischen Denkmaltage 2010, die dem Thema «Lebenszyklen» gewidmet waren, präsentieren. So gelang es auch, der Arbeit der KGS-Spezialisten, die ansonsten oft (zu) stiefmütterlich behandelt wird, eine gewisse Visibilität zu geben.

INVENTARIO DEI CIMITERI

I cimiteri dei comuni vodesi figurano prevalentemente nell'inventario dei beni culturali d'importanza locale (PBC C). Dal 2009 al 2010, i militi specializzati in protezione dei beni culturali di Gros de Vaud hanno censito i ventisette cimiteri del loro distretto sotto la guida del comandante e dell'Ufficio cantonale per la protezione dei beni culturali.

I monumenti e le tombe sono state documentate su schede d'inventario. Queste sono state poi consegnate ai comuni che si occupano di proteggere i loro beni culturali in caso di sinistro. Sono stati inoltre realizzati piani e fotografie di tutte le aree destinate alla sepoltura, alla cremazione, alle tombe dei bambini, al columbario, al «Giardino della Memoria» e a monumenti particolari.

Questo lavoro innovativo del cantone è stato messo in risalto in occasione delle Giornate europee del patrimonio 2010, dedicate ai «Cicli della vita». Gli specialisti della PBC hanno avuto l'occasione di dare una certa visibilità al loro lavoro, troppo spesso trascurato.

CEMETERY INVENTORY

Most of the cemeteries found in the canton of Vaud feature on the list of Cultural Property of Local Importance (PCP C). In 2009–2010, PCP specialists from Gros-de-Vaud, with assistance from their commander and the Cantonal Office for the Protection of Cultural Property, compiled an inventory of 27 cemeteries in their district.

To this end, an inventory sheet was drawn up, which lists and describes the monuments and graves, and provides the municipalities with the information they will need to protect these objects should a disaster or emergency situation occur. Photographs and a map were also created; these document the areas that are designated as sites for inhumation, cremation, child graves, columbaria, memorial gardens and special monuments.

The canton showcased its innovative work at the 2010 European Heritage Days, which was given over to the theme of "life cycles". This was an opportunity for PCP specialists to raise awareness and the profile of their work, which all too often does not receive the credit it deserves.

DER TOD GEHÖRT ZUM LEBEN WIE DAS KIND ZUR MUTTER

KONKRETE INVENTARISIERUNGSARBEITEN

IM RAHMEN VON KULTURGÜTERSCHUTZ-KURSEN



*Rino Büchel,
Historiker, Chef
Kulturgüterschutz
im Bundesamt für
Bevölkerungs-
schutz (BABS).
Von 2006 bis 2013
vertrat er die
Schweiz im inter-
nationalen Aus-
schuss der
UNESCO zum
Schutz von Kul-
turgut bei bewaff-
neten Konflikten.*

Bis in die Neuzeit hinein betrachtete man den Tod als eine Selbstverständlichkeit und von Gott gewollt. Krankheiten wie Pest, Typhus und Cholera, die dem menschlichen Leben häufig auf brutale Art ein Ende setzten, wurden in früheren Zeiten oft auf Totenbildern dargestellt. Dank besserer Ernährung, strengerer Hygienemassnahmen, heutiger Medizintechnik und Impfkampagnen sind solche tödliche Krankheiten zum Glück weitgehend aus unserem Alltag verschwunden.

Wie der Mensch in früheren Zeiten mit diesen unausweichlichen und schmerzhaften Herausforderungen umging, überliefern uns Inszenierungen und Bilder auf Friedhöfen, in Kirchen und Beinhäusern.

TOTENKULT UND KGS-INVENTAR

Im engeren Bereich der Sepulkralkultur listet das schweizerische Kulturgüterschutzinventar von nationaler und regionaler Bedeutung (KGS-Inventar 2009) rund 35 Objekte von nationaler und 80 von regionaler Bedeutung auf, die einen Zeitraum vom jungsteinzeitlichen Gräberfeld bis hin zu den Krematorien im 20. Jahrhundert und den Waldfriedhöfen umspannen. Enthalten sind auch mehrere Beinhäuser, sogenannte Ossarien: hierbei handelt es sich in der Regel um einen überdachten Raum, in dem sich die Gebeine von Toten befinden. Einige dieser Bauten haben in unserem Land nationale Bedeutung erlangt: etwa das Beinhäuser von Naters oder dasjenige

1 Früher meist am Rande oder ausserhalb von Orten platziert, gehören Friedhöfe wie jener in Lugano heute aufgrund der Siedlungsausdehnung zum Stadtbild. Foto: © PBC Lugano Città.



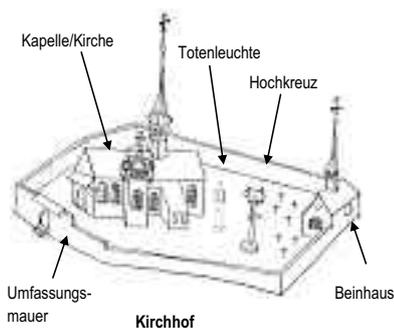
Friedhöfe

Verfasserin: Anne Nagel

Stand: 2003

Einführung

Der Friedhof, auch Gottesacker oder Totenacker genannt, ist ein gemeinschaftlicher, öffentlicher Begräbnisplatz. Der Begriff Friedhof leitet sich von «Freithof» (Vorhof, eingefriedetes Grundstück) ab und wurde erst nachträglich als Bezeichnung des Kirchhofs an «Friede» angeglichen. Der Kirchhof ist die mittelalterliche Form des Friedhofes und ist gekennzeichnet durch seine Lage unmittelbar an der Kirche. Im Gegensatz zu den Bestattungsplätzen unter «Dach», den Kirchen und Kreuzgängen, stellen der Kirch- und der Friedhof einen eingefriedeten Bezirk unter freiem Himmel dar. Die Einfriedung symbolisiert die Rechtsgrenze zwischen sakralen und profanem Raum bzw. trennt die Welt der Lebenden von derjenigen der Toten.



Geschichte

Unter den vielen Bestattungsformen in Kolumbarien, Katakomben, Kultbauten, Totenhäusern setzte sich mit der Christianisierung die Form des Friedhofes als Begräbnisstätte unter freiem Himmel durch. Das Privileg, in den Gotteshäusern bestattet zu werden, war ausschliesslich kirchlichen und weltlichen Würdenträgern, später auch Adeligen und angesehenen Bürgern vorbehalten. Der Kirchhof als der der Kirche umgebender, von einer Mauer abgeschlossener Bezirk war als all-

gemeiner Bestattungsort für die übrigen Mitglieder der Gemeinde bestimmt. Da die Bestatteten an der Wirkkraft der Reliquien in der Kirche und den Segnungen der Heiligen Messe teilhaben sollten, waren die Grabstätten in nächster Nähe der Kirche die begehrtesten. Jenseits der Kirchhofmauer wurden Hingerichtete, Selbstmörder, Diebe und die Angehörigen unehrlicher Berufe begraben. Die Bindung zwischen Friedhof und Kirche sowie die Bestattung «intra muros» (= innerhalb der Stadtmauern) blieb bis zur Reformation unbestritten. Die Reformation veränderte das gesamte Bestattungs- und Friedhofswesen nachhaltig. Sowohl die neue Auffassung des Totenkultes – die Überzeugung, dass die Bestattung der Toten nicht an die geweihte Erde und nicht an die Nähe der Reliquien gebunden sei – als auch das Anwachsen der Städte und Pestepidemien führten im 16. Jh. zur Verlegung einzelner Friedhöfe vor die Stadtmauern. Mit der Auslagerung der Begräbnisplätze aus den Städten begann die Herauslösung des Begräbniswesens aus dem kultischen Zusammenhang. Ausgelöst durch eine hygienische Revolution im späten 18. Jh. wurden die Bestattungen in den Kirchen und auf den Kirchhöfen in vielen Schweizer Städten radikal verboten und die Friedhöfe an der Peripherie oder weit ausserhalb des Siedlungsgebietes angelegt. Etwa gleichzeitig wechselte die Trägerschaft der Friedhöfe von der Kirche in die kommunale Hand. Damit wurde die Bestattung von Angehörigen unterschiedlicher Konfessionen auf einem gemeinsamen Bestattungsfeld zur Regel. Die allgemeine Verweltlichung des Bestattungswesens sowie die räumliche Trennung der neuen Friedhöfe vom Stadtzentrum und dessen Kirchen erforderten ein erweitertes Bauprogramm, bestehend aus Leichenhaus, Abdankungshalle und Verwaltungsgebäude. Die neuen sachlichen, auf gärtnerischen, architektonischen und ökonomischen Grundsätzen basierenden Bestattungsanlagen waren übersichtlich in Quartiere verschiedener Grabtypen – Kinder-, Erwachsenen-, Reihen- und Familiengräber – unterteilt (z. B. Zürich, Zentralfriedhof im Sihlfeld). Nach 1870 kam der Typus des Park- und Waldfriedhofs mit einer landschaftlichen Gartengestaltung und zwanglosen Verteilung von Grabfeldern und –stätten auf.

2 In der Merkblatt-Sammlung, die der Fachbereich KGS für seine Ausbildung erarbeitet liess, gibt es auch ein Merkblatt zum Thema «Friedhöfe» (vgl. <http://www.babs.admin.ch/de/aufgabenbabs/kgs/prints.html>).

zelne Grabmäler wie jene des ersten Schweizer Generals, Niklaus Franz von Bachmann, oder des Pädagogen Heinrich Pestalozzi sind Teil der Totenkult-Zeugen in der Schweiz. Die im 19. und 20. Jahrhundert entstehenden Krematorien zeigten im städtischen Umfeld die Veränderungen im Umgang mit den Toten sowie die Wahrnehmung des Themas in der Öffentlichkeit auch durch ihre Bau- und Funktionsweise auf: auch sie fanden Berücksichtigung im KGS-Inventar.¹

Im Weiteren gibt es aber auch Elemente, die im Inventar nicht speziell erwähnt sind, jedoch trotzdem Zeugnischarakter haben. Da sie gleichzeitig Bestandteil der Gebäudeausstattung sind, werden sie als Einzelmonument nicht namentlich aufgeführt. Stellvertretend dafür sei etwa der Sarkophag von Bischof Gualdo in der Kathedrale in Sitten erwähnt. Dieser hat eine grosse kunsthistorische Bedeutung, da im Unterschied zu Italien eine solche Bestattungsform bei uns, nördlich der Alpen, nur selten anzutreffen ist.

GRUNDLAGEN FÜR KGS-AUSBILDUNG

Der rasche gesellschaftliche Wandel wirkte sich ab den 80er- und 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts auf die Friedhofslandschaft und -gestaltung im ländlichen Raum aus, ohne dass entsprechende Dokumentationen der ursprünglichen Formen vorhan-

der Pfarrkirche St. Stephan in Leuk, das sich auf Südseite unter dem Kirchenschiff befindet. Die Ossarien waren bis ins 19. Jahrhundert hinein fester Bestandteil der Bestattungskultur in den römisch-katholischen Regionen der Schweiz. Man begegnet ihnen öfters im Wallis, in der Inner- oder in Graubünden. Ihre Ausstattung ist oft von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung wie etwa die Schädelwände

mit den dazugehörigen Totentanzbildern und Skulpturen zeigen. In Österreich wird ebenso der Begriff *Karner* oder *Gerner* für eine Friedhofskapelle, die auch Beinhaus ist, verwendet.

Weiter finden sich im Inventar etliche Friedhöfe, darunter auch der jüdische Friedhof von Endingen (vgl. S. 91) oder der im vorliegenden Beitrag näher vorgestellte Cimitero von Lugano. Auch ein-

Grabmäler

Verfasserin: Anne Nagel

Stand: 2003

Einführung

Im Gegensatz zum Kenotaph (→ KGS-Merkblatt Denkmäler) ist das Grabmal ein auf der Grabstätte eines Verstorbenen errichtetes Erinnerungsmal. Im engeren Sinn steht der Begriff Grabmal für das einfache Erinnerungszeichen und unterscheidet sich vom raumschaffenden Grabbau und –monument (Mausoleum → KGS-Merkblatt Friedhöfe).

Geschichte

Zwei um 1100 datierte satteldachförmige Tumbendeckel aus der ehemaligen Benediktinerabtei St. Johannsen und die gleichzeitige Tumba der Nellenburger im Kloster Allerheiligen in Schaffhausen sind in der Schweiz die ältesten erhaltenen Zeugnisse der in Kirchen den Ort eines Grabes bezeichnenden Monumente. Die dreifache Nellenburger Tumba ist mit Grabplatten bedeckt, welche die lebensgrossen Figuren der Verstorbenen zeigen. Die Grabplatte auf der Tumba mit dem Abbild des Verstorbenen, zumeist in der paradoxen Darstellung der liegenden Standfigur, wird in den folgenden Jahrhunderten von einem immer weiteren Personenkreis – von Bischöfen, von Adeligen, später auch von wohlhabenden Bürgern – verwendet. Dieser Grundtypus des vornehmen mittelalterlichen Grabmals erhält eine ikonografische und architektonische Aufwertung, indem die Tumba mit einem Figurenprogramm bereichert, in eine Wandnische gestellt, mit einem Baldachin überhöht oder die Grabplatte in erhöhter Position auf Konsolen an der Kirchenwand angebracht wird. Mit der Reformation verschwindet in der Schweiz das figürliche Grabbild nahezu gänzlich. Die Tumba und das Tischgrabmal werden im 16. Jh. durch das Epitaph, eine in der Nähe der Bestattung an der Wand angebrachte Tafel, abgelöst; an die Stelle der Darstellung des Verstorbenen treten Text und Emblematik. Erst ab der Mitte des 17. Jh. kommen vor allem im Gebiet des alten Staates Bern wieder Grabmäler mit einfachen Figurenprogrammen auf. Fast durchwegs stehen Personifikationen von Tugenden im Zentrum dieser Monumente, während auf das Bildnis der Verstorbenen weiterhin verzichtet wird.



Ehemals Barfüsserkloster Zürich, Grabplatte des Freiherrn Ulrich I. von Regensberg, um 1280, heute Schweizerisches Landesmuseum

Kreuzgang des Basler Münsters, Epitaph des Jakob Bernoulli, mit vegetabilem Rahmen, Barock, nach 1705



Kreuzgang des Basler Münsters, Epitaph des Andreas Ryff, mit architektonischem Rahmen, Renaissance, nach 1603

1/4

3

3 Auch das Thema «Grabmäler» wurde für die KGS-Ausbildung in Form eines Merkblatts aufgearbeitet (vgl. <http://www.babs.admin.ch/de/aufgabenbabs/kgs/prints.html>).

4 *Familiengrab und monumentale Engelstatue vor der Friedhofskapelle im Cimitero in Lugano (Künstler: Antonio Chiattonne, 1903). Foto: © PBC Lugano Città.*

den waren. Für die KGS-Ausbildungskurse wurden deshalb Merkblätter erarbeitet, um eine minimale Dokumentation zu ermöglichen (vgl. Abb. 2, 3).

GRÖSSERE ARBEITEN IN DEN KANTONEN

In Zusammenarbeit mit den KGS-Verantwortlichen in den Kantonen (Ivan Andrey, FR; Ivo Zemp, OW) oder in Wiederholungskursen im Tessin (Lugano Città), im Jura und in der Waadt wurden Friedhöfe systematisch für die örtlichen Inventare erfasst (vgl. auch Beitrag S. 75–79).

Im Rahmen eines Kaderkurses für Chefs KGS in Porrentruy (JU) im Jahre 2001 wurde etwa ein Inventar der Gräber auf dem Friedhof bei der *Eglise Saint-Germain* erstellt. Diese wurden in einem Übersichtsplan nummeriert und mit Fotos dokumentiert – zudem wurden die Masse der Gräber sowie die Inschriften erfasst.

Ein umfangreicheres Inventarisierungsprojekt wurde auf dem *Cimitero della Gerra* in Lugano realisiert. Die KGS-Spezialisten der *PBC Lugano Città* dokumentierten unter der Leitung von Roberto Piantoni die Grabmäler und Skulpturen und erstellten zahlreiche Fotos, von denen wir auf diesen Seiten einige wiedergeben dürfen. In einem zweiten Schritt, der durch die Denkmalpflege des Kantons Tessin (Giulio Foletti, Katja Bigger) erfolgte, wurden zugleich auch die wert-



4

5 Ein vom bekannten Architekten Mario Botta zwischen 1987 und 1990 erschaffenes Grabmal
Foto: © PBC Lugano Città.

6 Ausdrucksstarke Skulptur von Giuseppe Chiattoni (1905).
Foto: © PBC Lugano Città.

vollsten Objekte bestimmt, die allenfalls für eine Restaurierung in Frage kamen. Zudem wirkten auch Studentinnen und Studenten der *Scuola universitaria professionale della Svizzera italiana (Supsi)* unterstützend an diesem Projekt mit.

Es zeigte sich hier eindrücklich, dass KGS-Einsatzkräfte wichtige Grundlagenarbeiten für die kantonalen Fachstellen ausführen können, sofern sie adäquat ausgebildet und begleitet werden.



CULTE DES MORTS ET PROTECTION DES BIENS CULTURELS

L'Inventaire suisse des biens culturels (Inventaire PBC 2009) recense 35 objets funéraires d'importance nationale et 80 d'importance régionale allant des champs funéraires néolithiques aux crématoriums du 20^e siècle. Il s'agit pour la plupart d'ossuaires où se trouvaient des restes humains. Certains d'entre eux sont d'importance nationale, comme l'ossuaire de Naters ou celui situé sous la nef de l'église paroissiale de Saint-Etienne à Loèche. Jusqu'au 19^e siècle, les ossuaires étaient ancrés dans la culture sépulcrale des régions catholiques de Suisse. Leur agencement revêt souvent une grande importance artistique et historique (p. ex. crânes, représentations de danses macabres, sculptures, etc.). L'Inventaire PBC recense aussi des cimetières et quelques tombes, comme celle du premier général de l'armée suisse Niklaus Franz von Bachmann, ou celle du pédagogue Heinrich Pestalozzi. Les crématoriums construits dans les villes aux 19^e et 20^e siècles sont également recensés dans l'inventaire.

Des aide-mémoire ont été élaborés comme documentation pour les cours PBC. Les cimetières ont été systématiquement recensés dans des inventaires locaux en collaboration avec les responsables PBC (Ivan Andrey FR, Ivo Zemp OW) ou lors de cours de répétition au Tessin (Lugano Città), au Jura et dans le canton de Vaud (cf. pp. 75–79).

Il faut également tenir compte de tous les éléments appartenant à un édifice et qui ne figurent de ce fait pas individuellement dans l'Inventaire PBC. Prenons par exemple le tombeau de l'évêque Gualdo dans la cathédrale de Sion, qui revêt une importance significative au regard de l'histoire de l'art puisque, contrairement à l'Italie, ce genre de sépulture était rare au nord des Alpes.

IL CULTO DEI MORTI NELL'AMBITO DELLA PBC

L'Inventario svizzero dei beni culturali (Inventario PBC 2009) elenca 35 oggetti funerari d'importanza nazionale e 80 d'importanza regionale. Questi oggetti coprono un lungo periodo che va dai cimiteri neolitici fino ai crematori del XX secolo. Si tratta per la maggior parte di ossari con i resti dei defunti. Alcuni sono stati classificati oggetti d'importanza nazionale, come ad esempio l'ossario di Naters o quello della Chiesa di Santo Stefano di Leuk, situato sotto la navata centrale sul lato sud. Gli ossari sono stati parte integrante della cultura funeraria nelle regioni cattoliche della Svizzera fino al XIX secolo. Il loro corredo è spesso di grande importanza per la storia dell'arte (teschi, dipinti di danze macabre, sculture, ecc.). Nell'inventario figurano inoltre cimiteri e singole tombe come quella del primo generale svizzero, Niklaus Franz von Bachmann, o del pedagoga Heinrich Pestalozzi. Quali testimonianze del XIX e XX secolo, nell'inventario hanno trovato posto i crematori realizzati nelle aree urbane.

Per i corsi di formazione della PBC sono stati elaborati dei memoria che agevolano l'allestimento di documentazioni minimali. In collaborazione con i responsabili della PBC (Ivan Andrey FR, Ivo Zemp OW) o nell'ambito di corsi di ripetizione in Ticino (Lugano Città), nel Giura o nel Canton Vaud (vedi pp. 75–79), i cimiteri sono stati sistematicamente recensiti per gli inventari locali.

CULT OF THE DEAD

FROM A PCP PERSPECTIVE

Esistono inoltre molti elementi che non sono elencati singolarmente nell'Inventario PBC poiché fanno parte di interi edifici. Come esempio di questi oggetti citiamo il sarcofago del vescovo Gualdo presente nella Cattedrale di Sion. Questo sarcofago riveste una grande importanza per la storia dell'arte in quanto, a differenza dell'Italia, una tale forma di tumulazione era molto rara a nord delle Alpi.

7 Tomba di famiglia nel cimitero Gerra di Lugano. Architetto Ottavio Maraini, scultore Raimondo Pereda, 1888/1889. Foto: © PBC Lugano Città.



The Swiss Protection of Cultural Property Inventory (PCP Inventory 2009) features around 35 objects of national importance and 80 of regional importance, which range from early Stone Age burial sites right up to 20th century crematoria. Most of these objects are ossuaries containing human skeletal remains, and some like the Naters Ossuary and that of the parish church of St Stephen in Leuk (located on the south side, under the transept), are designated as heritage of national importance. Right up to the 19th century, these “bone chapels” were an integral part of burial culture in Switzerland’s Roman Catholic regions. Their design and features (e.g. wall art made from skulls, images depicting danse macabre, sculptures etc.) are also of great importance for art historians. Equally, cemeteries, tombs and funerary monuments have found

a place on the PCP Inventory. Notable examples include the memorials dedicated to the first Swiss army general Niklaus Franz von Bachmann, and the educational reformer Heinrich Pestalozzi. The PCP Inventory also includes a number of city crematoria built in the 19th and 20th century.

In the interests of keeping documentation to a minimum, fact sheets were created specifically for PCP training courses. The systematic recording of cemeteries for inclusion in local inventories was undertaken, together with cantonal heads of PCP (Ivan Andrey from Fribourg, Ivo Zemp from Obwalden), and as part of refresher courses in the cantons of Ticino (Lugano Città), Jura and Vaud (see also pp. 75–79).

There are also many objects which are not listed individually in the PCP Inventory due to the fact that they are an integral part of a building and its fixtures and fittings. A good example is the sarcophagus of Bishop Gualdo in Sion Cathedral. Yet, it is highly significant from an art history perspective because this form of burial, while common in Italy, was rare north of the Alps.

MUSEUM FÜR SEPULKRALKULTUR (KASSEL)



Jutta Lange studierte Kunst / Visuelle Kommunikation und Germanistik. Seit 1998 ist sie hauptverantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit und Marketing des Museums für Sepulkralkultur, ebenso für ein differenziertes Veranstaltungsprogramm und als Co-Kuratorin einzelner Sonderausstellungen.

Für Deutschland einzigartig ist das Museum für Sepulkralkultur in Kassel. Es setzt sich auf vielfältige Weise und in verschiedenen Ansätzen mit Sterben, Tod, Bestatten und Erinnern auseinander.

Auf einer Fläche von 1400 Quadratmetern präsentiert es in einer Schausammlung Zeugnisse der Bestattungs-, Friedhofs- und Trauerkultur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, aber auch aktuelle und zukunftsweisende Entwicklungen.

AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM TOD ALS AUFTRAG

Der Tod ist heute überwiegend medial präsent. Doch die unmittelbare Erfahrung des Einzelnen im Umgang mit Sterben und Tod ist selten geworden. Deshalb fühlt sich das Museum für Sepulkralkultur einem besonderen Auftrag verpflichtet. Es möchte mit seiner Schausammlung Raum schaffen für eine Auseinandersetzung mit unserer westlichen Sterbe- und Trauerkultur.

Exponate der Alltagskultur kontrastieren dabei mit Werken zeitgenössischer Kunst. Zusammen stellen sie Fragen: Wie gingen die Menschen früher mit Sterben und Tod um, und welchen Stellenwert hat es heute in einer säkularisierten und weltanschaulich differenzierten Gesellschaft. Und so führt die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod hin zu sowohl persönlichen, als auch gesellschaftspolitischen Fragen des Lebens – und damit mitten ins Leben.

Neben der musealen Schausammlung finden parallel wechselnde Sonderausstellungen statt. Sie widmen sich verschiedensten Aspekten der Kulturgeschichte der Bestattung, gegenwärtigen Entwicklungen und Tendenzen sowie künstlerischen Auseinandersetzungen mit Sterben, Tod und Trauer oder greifen gesellschaftspolitisch brisante Themen auf.

Im Oktober 2017 wird die Kasseler Künstler-Nekropole im Mittelpunkt stehen. Kasseler Künstler und Hochschulprofessor

KONTAKT

Museum für Sepulkralkultur
Weinbergstrasse 25–27, 34117 Kassel
Tel.: 0049 (0)561 91893-0 E-Mail: info@sepulkralmuseum.de
Web: www.sepulkralmuseum.de

Öffnungszeiten

Di bis So und Feiertage: 10 –17 Uhr
Mi: 10 – 20 Uhr Mi: 18 Uhr öffentliche Führung



1 Aussenansicht des Museums.
Foto: © Museum für Sepulkral-
kultur, Kassel.



Harry Kramer hatte dieses Gesamt-kunstwerk Künstler-Nekro-
pole als *work in progress* vor genau
25 Jahren initiiert. Seitdem berei-
ten sich Künstler von documenta-
Rang mit dem Errichten ihrer eigen-
en Grabmäler auf das Danach
vor. Die vorausschauende Insze-
nierung des eigenen Abschieds
sowie unterschiedliche künstle-
rische Positionen zum Tod stehen
im Mittelpunkt der Ausstellung.
Ein Rückblick auf die Anfänge
des Künstlerfriedhofs und die
documenta-Beiträge der Künstler
lässt die Entstehungsgeschichte
lebendig werden.

2 A. Paul Weber, *Der kleine Sarg*,
Kolorierte Zeichnung, 1952.
Foto: © Museum für Sepulkral-
kultur, Kassel.

3 Blick in die Abteilung Vom Kirchhof
zum Friedhof. Foto: © Museum für
Sepulkralkultur, Kassel.



3



4 Zizenhausener Totentanz, Tod und Edelfrau, Terrakotta, Anton Sohn (1769–1841; vgl. auch Abb. in Farbe auf der Rückseite des Heftumschlags). Foto: © Museum für Sepulkralkultur, Kassel.

5 Michael Wolgemut: «Tanz der Gerippe». In: Schedel'sche Weltchronik 1493. Abb.: © Museum für Sepulkralkultur, Kassel.

Mit Ausstellungen, Veranstaltungen, Tagungen, Seminaren und Workshops macht das Museum für Sepulkralkultur neue Erkenntnisse erfahrbar. In Netzwerken mit bundesweiten Bildungseinrichtungen profiliert sich das Museum als Impulsgeber und dient dem Wissenstransfer. Seine Angebote im Bereich der kulturellen Bildung stehen allen offen, die an den kulturellen, sozialen und wissenschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit teilhaben möchten, gleich welchen Alters oder welcher Profession.

Träger des Museums für Sepulkralkultur ist die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., die sich 1951 gründete und aus der die Stiftung Zentralinstitut (1979) und Museum für Sepulkralkultur (1992) hervorgegangen ist.



MUSÉE DE LA CULTURE SÉPULCRALE DE KASSEL (ALLEMAGNE)

Le Musée de la culture sépulcrale de Kassel, qui aborde sous différents angles les thèmes de la mort, de l'inhumation et du souvenir, est unique en Allemagne. L'exposition de 1400 m² présente des témoins de la culture sépulcrale du Moyen Âge à aujourd'hui ainsi que les développements actuels et futurs en la matière.

La collection du musée permet de découvrir la culture funéraire occidentale. Des objets du quotidien contrastent avec des œuvres d'art contemporaines pour questionner le visiteur: comment voyait-on la mort à l'époque? Quelle importance la société actuelle, sécularisée et aux idéologies si différentes, y accorde-t-elle désormais? Se confronter à la mort c'est aussi se poser des questions sur la vie d'un point de vue individuel et social.

Outre la collection permanente, le musée propose également des expositions temporaires sur différents aspects de l'histoire funéraire ainsi que sur les développements actuels et les tendances dans ce domaine.



On peut y admirer des œuvres d'art sur les thèmes de la mort, du deuil ou d'autres sujets sociopolitiques brûlants.

Le musée se voit comme un agitateur d'idées et un lieu d'échange de connaissances. Ses formations sont ouvertes à toutes les personnes intéressées par les changements culturels, sociaux et scientifiques de notre époque, quel que soit leur âge ou leur profession.

Le musée de la culture sépulcrale dépend de l'association *Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal*, fondée en 1951, et de laquelle sont issus la *Stiftung Zentralinstitut* (1979) et le *Museum für Sepulkral-kultur* (1992).

MUSEO DELLA CULTURA SEPOLCRALE, KASSEL (GERMANIA)

6 *Maschera mortuaria tibetana, 2008 (vedi anche l'immagine a colori sul retrocopertina). Foto: © Museo della cultura sepolcrale, Kassel.*

Il museo della cultura sepolcrale di Kassel è unico nel suo genere in Germania. Tratta diversi approcci alla morte, la morte, la tumulazione e la memoria dei defunti. Esposta su una superficie di 1400 m² la sua collezione comprende numerose testimonianze della cultura funebre, cimiteriale e funeraria dal Medioevo fino ai nostri giorni, ma anche degli sviluppi attuali e futuri.

"MUSEUM FÜR SEPULKRALKULTUR", KASSEL (GERMANY)

La collezione del museo permette ai visitatori di confrontarsi con la cultura funeraria occidentale. Oggetti antichi e di uso quotidiano contrastano con opere d'arte contemporanea per sollevare le seguenti domande: come si affrontava la morte in passato? Quale importanza assume oggi la morte in una società secolarizzata e ideologicamente differenziata? Il confronto con la morte induce così a porsi anche domande sulla vita, sia individuale che sociale.

Oltre alla collezione permanente, hanno parallelamente luogo delle esposizioni speciali. Queste sono dedicate a diversi aspetti della storia della cultura funeraria, agli sviluppi e alle tendenze attuali e al confronto artistico con la morte, il dolore e il lutto oppure trattano argomenti socio-politico scottanti.

Il museo si prefigge di fornire stimoli di riflessione e di trasmettere nuove conoscenze. Le sue offerte nel campo della formazione culturale sono aperte a tutti coloro che desiderano partecipare alle trasformazioni culturali, sociali e scientifiche del nostro tempo, indipendentemente dalla loro età o professione.

Il museo della cultura sepolcrale è patrocinato dal gruppo di lavoro *Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V.*, fondato nel 1951, da cui sono nate la fondazione *Stiftung Zentralinstitut* (1979) e il *Museum für Sepulkralkultur* (1992).

The *Museum für Sepulkralkultur in Kassel* is the only institution of its kind in Germany. It deploys a variety of approaches and ways to document and explore the subjects of dying, death, burial and commemoration. Spread over 1'400 m², the museum collection features funerary, cemetery and mourning artefacts dating from the Middle Ages to the present day, as well as examples of the latest and possible future trends in sepulchral culture.

The mission of the museum is to open up the conversation on our western attitudes and practices with regard to death and grief. Exhibits from everyday culture contrast with works of contemporary art, yet together they raise the question of how earlier society dealt with dying and death, and what value do these subjects now have in our increasingly secular and ideologically diverse society. Subsequently, this prompts us to contemplate personal and socio-political attitudes to living and the nature of life itself.

As well as the permanent collection, the museum also hosts temporary exhibitions that address a wide range of themes, such as different aspects of burial culture through the ages, the latest developments and trends in this regard, artistic responses to dying, death and grief, and even socially charged subjects.

The museum wants to serve as a catalyst and as a platform for the transfer of knowledge. Its cultural literacy services are open to anyone, no matter how old they are or what their job is, as long as they want to be part of the cultural, social and scientific revolution that is currently under way.

The *Museum für Sepulkralkultur* is funded by the *Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V.* (study group for cemeteries and monuments), which was set up in 1951. Since then, the latter has gone on to found the *Stiftung Zentralinstitut* (1979) and the *Museum für Sepulkralkultur* (1992).



7 Miniature coffin dedicated to the memory of Ben Huggins, 1825. Photo: © Museum für Sepulkralkultur, Kassel.

WANDERUNG ZU KULTURGÜTERN

IM KANTON AARGAU AUF TOTENKULT-SPUREN
VON ENDINGEN NACH BADEN



1 Der Israelitische Friedhof von 1750 in Endingen (AG) ist der älteste noch existierende jüdische Friedhof in der Schweiz. Foto: © Hans Schüpbach, Fachbereich KGS, BABS.

In dieser Ausgabe des KGS Forums begeben wir uns u. a. auf die Spuren der Geschichte der Juden in der Schweiz. Nach 1776 durften Juden auf dem Territorium der Eidgenossenschaft nur in den beiden Surbtaler Gemeinden Lengnau und Endingen wohnen; erst 1866 fiel diese Einschränkung im Rahmen der Verfassungsrevision weg und die Juden durften sich auch anderswo niederlassen.

Deshalb finden sich aus jener Zeit noch etliche bauliche Zeugnisse in dieser Region, so etwa auch solche aus dem KGS-Inventar von 2009: als A-Objekte die beiden Synagogen in Lengnau und Endingen sowie der zwischen den beiden Gemeinden liegende Israelitische Friedhof von 1750 (Abb. 1). Im Weiteren kommt man auch

an einem jüdischen Badhaus (B-Objekt) in Endingen vorbei.

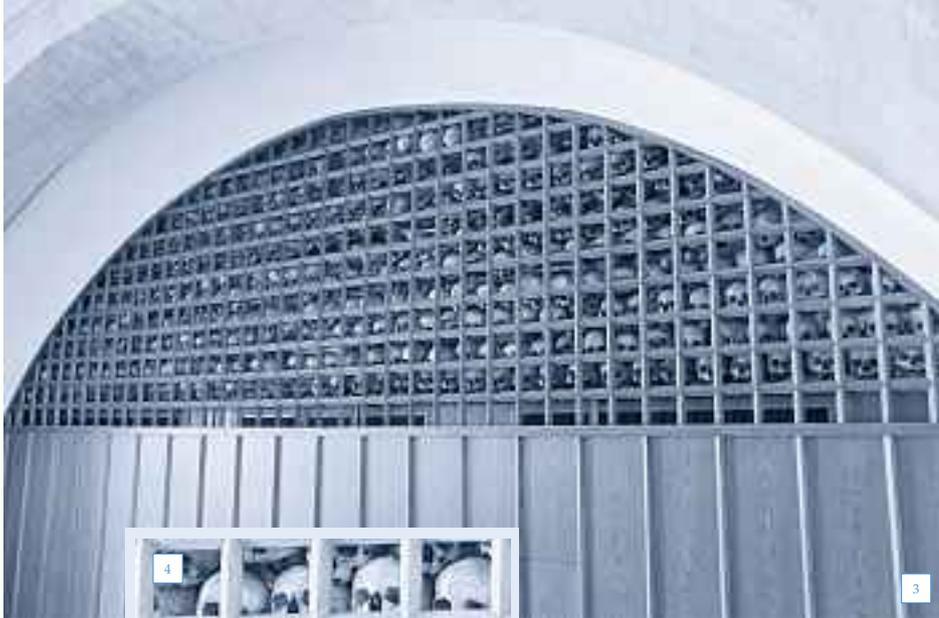
Wir beginnen die Wanderung – passend zum Thema des vorliegenden KGS Forum – direkt beim Israelitischen Friedhof in Endingen, den wir mit dem Bus/Postauto ab Baden erreichen.

Weiter geht's in rund 30 Minuten über Endingen aufwärts in den Wald von Gländ und in etwa 3 Stunden über mehrheitlich breite Waldwege nach Baden, wo es weitere Kulturgüter von nationaler Bedeutung zu sehen gibt.

Im Zusammenhang mit dem Forum-Schwerpunktthema besonders interessant sind die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt sowie die daneben liegende Sebastianskapelle. In die Fassade beider Bauten wurden nachträglich Grabplatten eingelassen (Abb. 5), die Krypta der Sebastianskapelle enthält zudem drei Glasfenster mit Totentanz-Szenen (1938 von August Frey, Zürich, geschaffen; Abb. 2) sowie an der westlichen Stirnwand mehrere Totenschädel, die an die ehemalige Funktion als Beinhaus erinnern (vgl. Abb. 3/4).



2 In der Sebastianskapelle in Baden (AG) sind Glasfenster des Künstlers August Frey mit Totentanz-Darstellungen zu sehen. Foto: © Hans Schüpbach, Fachbereich KGS, BABS.



3 Die Rückwand in der Krypta der
4 Sebastianskapelle enthält Schädel
aus dem ehemaligen Ossarium.
Fotos: © Hans Schüpbach, Fach-
bereich KGS, BABS.

Rechts neben der Eingangstreppe zur Kapelle findet man in der Fassade ein Christus-Auferstehungsrelief aus Kunststein, welches 1937 durch den Badener Walter Squarise geschaffen wurde. Die Krypta ist abgeschlossen – die Verantwortlichen der Römisch-Katholischen Pfarrei Baden, die sich nur wenige Meter von Kirche und Kapelle entfernt befindet, sind in der Regel aber gerne bereit, auf telefonische Anfrage hin den Zugang zu ermöglichen (Kontakt: Kirchplatz 15, Tel.: 056 222 57 15).

Nach einem Rundgang durch die Altstadt kann man vom Bahnhof Baden aus die Rückreise antreten.

PROMENADE AUF
DES BIENS CULTURELS:
ENDINGEN – BADEN
(CANTON D'ARGOVIE)

La présente édition de Forum PBC vous emmène entre autres sur les traces des Juifs en Suisse. Après 1776, les Juifs n'étaient autorisés à s'installer que dans les communes argoviennes de Lengnau et d'Endingen. Ce n'est qu'en 1866 que cette restriction tomba dans le cadre de la révision de la Constitution et que les Juifs purent vivre où bon leur semblait sur le territoire suisse. La région est toutefois encore marquée de nombreux témoins architecturaux de l'époque dont certains sont classés dans l'Inventaire PBC de 2009: parmi les objets A, on trouve les synagogues de Lengnau et d'Endingen ainsi que le cimetière israélite de 1750 situé entre les deux communes. Les bains juifs d'Endingen sont quant à eux classés parmi les objets B.

Pour rester dans le thème du présent Forum PBC, nous vous conseillons de commencer la promenade par le cimetière juif d'Endingen (cf. fig. 1, p. 91), le plus ancien de Suisse, accessible en bus ou en car postal depuis Baden. Comptez ensuite 30 minutes de marche pour atteindre la forêt de Gländ en repassant par Endingen puis trois heures pour rejoindre Baden, où vous trouverez d'autres biens culturels d'importance nationale, comme l'église paroissiale Notre-Dame de l'Assomption ainsi que la Chapelle Saint-Sébastien toute proche. Des pierres tombales ont été apposées par la suite sur les façades des deux édifices (cf. fig. 5). La crypte de la chapelle Saint-Sébastien

WANDERUNG: KURZINFOS

Route: Mit Bus nach Endingen, Israelitischer Friedhof – Endingen – Gländ – Hörndli – Hertenstein – Ennetbaden – Baden.

Strecke: ca. 14 km, 3 Std. 30 Min. 290 Hm Auf-, 315 Hm Abstieg.

Start: Bushaltestelle Endingen, Israelitischer Friedhof.

Endpunkt: Bahnhof Baden.

Ideale Jahreszeit: Ganzjährig möglich.

Verpflegung: Restaurants in Endingen und Baden.

Wanderkarte: 1:50'000, 215 T Baden
oder <https://map.geo.admin.ch/?topic=kgs>

Hinweis: Das Begehen der Wanderung erfolgt auf eigene Verantwortung. Das BABS übernimmt keine Haftung!

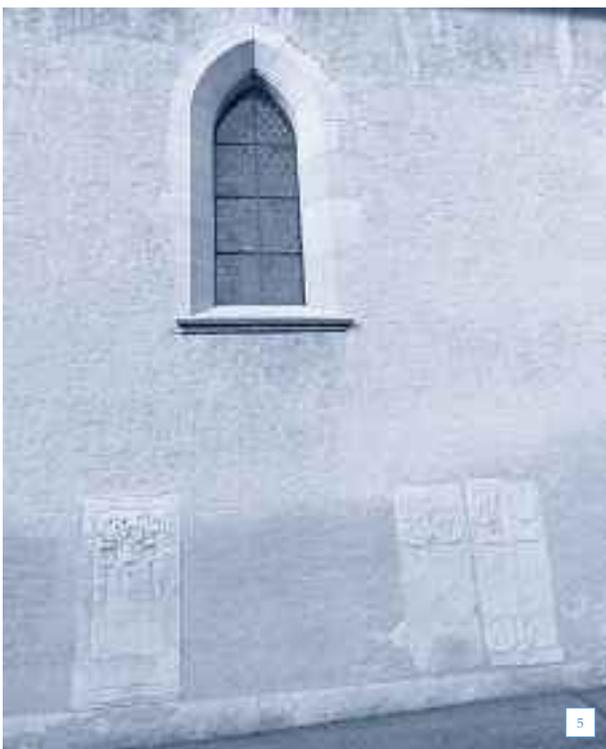
ESCURSIONI A BENI CULTURALI: ENDINGEN – BADEN (AG)

comprend trois vitraux représentant des scènes de danse macabres (réalisés en 1938 par August Frey, de Zurich; cf. fig. 2, p. 91) ainsi que plusieurs crânes sur la paroi ouest qui rappellent la fonction d'ossuaire de l'époque (cf. fig. 3, 4). A droite de l'escalier d'accès à la chapelle, la façade présente un relief en pierre artificielle de la résurrection du Christ, réalisé en 1937 par Walter Squarise, originaire de Baden.

In questo numero di «Forum PBC» seguiamo le tracce della storia degli ebrei in Svizzera. Dopo il 1776, gli ebrei potevano risiedere sul territorio della Confederazione solo nei due comuni di Lengnau e Endingen (AG) nella valle della Surb. Questa restrizione è stata abolita soltanto nel 1866 nell'ambito della revisione costituzionale, quando gli ebrei sono stati autorizzati a stabilirsi anche altrove. Ciononostante in questa regione troviamo ancora diverse testimonianze architettoniche di quell'epoca.

Tra queste rientrano anche diversi oggetti A iscritti nell'Inventario PBC del 2009: le due sinagoghe di Lengnau e Endingen e il cimitero israelita del 1750, situato tra questi due comuni. Inoltre, ad Endingen è presente anche un antico stabilimento balneare ebraico (oggetto B).

Iniziamo l'escursione, per rimanere in tema con questo numero Forum PBC, direttamente dal cimitero israelita di Endingen (vedi fig. 1, p. 91), il più antico cimitero ebraico della Svizzera, che raggiungiamo con l'autobus o l'autopostale da Baden. Proseguiamo a piedi per circa trenta minuti nel bosco di Gländ e dopo circa tre ore arriviamo a Baden, dove possiamo ammirare diversi beni culturali d'importanza nazionale. In relazione con il tema del presente Forum, sono di particolare interesse la chiesa parrocchiale dell'Assunta e l'adiacente cappella di San Sebastiano. Sulla facciata di entrambi gli edifici sono state successivamente applicate delle lapidi funerarie (vedi fig. 5). La cripta della cappella di Sebastiano comprende anche tre vetrate con scene di danze macabre (realizzate nel 1938 da August Frey di Zurigo; vedi fig. 2, p. 91) e diversi teschi sulla parete occidentale che rammentano la sua antica funzione di ossuario (vedi fig. 3, 4). A destra della scala d'ingresso alla cappella, sulla facciata troviamo un rilievo in pietra artificiale sulla risurrezione di Cristo, realizzato nel 1937 dall'artista di Baden Walter Squarise.



5 Le lapidi funerarie sono state integrate nei muri della chiesa parrocchiale dell'Assunta di Baden (AG) in un secondo tempo. Foto: © Hans Schüpbach, sezione PBC, OFPP.

AUSSTELLUNG

AUSSTELLUNG IM BERNISCH HISTORISCHEN MUSEUM (BHM),

13.10.2016 – 17.4.2017: SÖLDNER, BILDERSTÜRMER, TOTENTÄNZER –
MIT NIKLAUS MANUEL DURCH DIE ZEIT DER REFORMATION

Das Bernische Historische Museum zeigte vom 13. Oktober 2016 bis 17. April 2017 die Wechselausstellung «Söldner, Bilderstürmer, Totentänzer – Mit Niklaus Manuel durch die Zeit der Reformation». Niklaus Manuel (1484–1530) ist heute in erster Linie als Schöpfer des Berner Totentanzes bekannt, er war aber weit mehr als ein grosser Maler: Die Ausstellung folgte seiner Biografie vom Söldner zum einflussreichen Politiker und Diplomaten, vom Künstler zum Literaten und Bilderstürmer.

Sie zeigte einen grossen Künstler, eine schillernde Persönlichkeit und beispielhaft die turbulente Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Aus heutiger Perspektive ist diese Epoche von überraschender Aktualität.

Heute primär als Schöpfer des Berner Totentanzes bekannt, war Niklaus Manuel Maler, Zeichner, Söldner, Literat, Politiker und Diplomat in einem. In dieser Vielschichtigkeit gehörte er in der Schweiz zu den markantesten Figuren am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert. Neue Medien (Buchdruck), neue Welten (Entdeckung Amerikas), neue Erkenntnisse (Renaissance) und ein neuer Glaube (Reformation) prägten diese Umbruchphase der europäischen Geschichte.

EXISTENTIELLE THEMEN

Durch die Glaubensspaltung in der Reformation zerbrach eine einheitliche christliche Vorstellung vom Sinn des Lebens. Existenzielle Themen wie Liebe, Ge-

walt und Tod bekamen eine neue Dringlichkeit.

In der damaligen Eidgenossenschaft rückten Fragen nach «Fremdem» und «Eigenem», nach Zusammenhalt und Abgrenzung und nach Beeinflussung durch ausländische Geldgeber und Mächte in den Vordergrund. Leben und Werk Niklaus Manuels spiegeln diese Themen auf vielfältige Art und Weise.

OBJEKTWELT UND INSZENIERUNG

Die Ausstellung präsentierte einen Grossteil des malerischen, zeichnerischen und literarischen Werks von Manuel. Dazu kamen Werke von Zeitgenossen wie Dürer, Baldung Grien oder Urs Graf sowie Bücher, Waffen, Kostüme, Bildteppiche, Glasmalereien, Skulpturen und Alltagsgegenstände. Die Werke stammten aus den Sammlungen des Bernischen Historischen Museums und von mehr als dreissig Leihgebern aus der Schweiz und Europa.

Die spektakulär als städtischer Raum inszenierte Ausstellung (Ausstellungsgestaltung: szenographie valentine koppenhöfer) folgte der bewegten Biografie Niklaus Manuels.

BEGLEITPUBLIKATION ZUR AUSSTELLUNG

Die Begleitpublikation ist in Deutsch und Französisch erhältlich und enthält einführnde Essays sowie einen ausführlichen Bildteil.

160 Seiten, mehr als 100 farbige Abbildungen.

CHF 34 im Museumsshop,
CHF 39 im Buchhandel.

ISBN 978-3-03810-183-3

Hrsg. von Dr. Susan Marti,
erschienen im Verlag Neue Zürcher Zeitung NZZ, Zürich.





BEITRAG ZUM REFORMATIONSJUBILÄUM

Fünfhundert Jahre nach dem Beginn der Reformation richtete sich die Aufmerksamkeit auf jene Epoche, in der Manuel gelebt, und auf einen Umbruch, den er in Bern tatkräftig befördert hatte. Die Ausstellung leistete auch einen Beitrag zum Reformationsjubiläum 2017.

BILDUNG UND VERMITTLUNG

Zur Wechselausstellung bot das Bernische Historische Museum ein breites Vermittlungsprogramm mit Führungen, Workshops und didaktischen Unterlagen für Erwachsene, für Gruppen sowie für Schulen an. Zudem gab es mehrere Podiumsdiskussionen.

Quelle:
Pressecommuniqué BHM.

- 1 Zwei Einblicke in den Themenraum
2 «Todesangst und Totentanz» in der Ausstellung. Fotos: © Bernisches Historisches Museum, Bern. Christine Moor.

WERKKATALOG NIKLAUS MANUEL

Das Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft (SIK-ISEA) gab im März 2017 nach über zehnjähriger wissenschaftlicher Arbeit in Zusammenarbeit mit der Burgerbibliothek Bern den *Catalogue raisonné Niklaus Manuel* heraus. Die Ausstellung im Bernischen Historischen Museum basierte auf dieser Forschungsarbeit.

<http://www.sik-isea.ch/de-ch/Forschung-Publikationen/Forschung/Forschungsprojekte/Manuel-Catalogue-raisonné>



³ Extrait de la «Danse macabre» de Niklaus Manuel (voir aussi l'illustration au verso de la couverture). Photo: © Musée d'Histoire de Berne, Berne. Christine Moor.

MERCENAIRE, ICONOCLASTE, MACABRE DANSEUR – NIKLAUS MANUEL ET LE TEMPS DE LA RÉFORME: UN PARCOURS

Du 13 octobre 2016 au 17 avril 2017, le Musée d'Histoire de Berne a présenté l'exposition temporaire «Mercenaire, iconoclaste, macabre danseur – Niklaus Manuel et le temps de la Réforme: un parcours». Aujourd'hui, Niklaus Manuel (1484–1530) est avant tout connu comme créateur de la *Danse macabre de Berne*, mais il a été bien plus qu'un grand peintre: l'exposition a suivi sa biographie, passant du mercenaire au politicien et diplomate influent, de l'artiste à l'homme de lettres et à l'iconoclaste. Elle a présenté un grand artiste, une personnalité chatoyante qui était représentative de l'époque turbulente qu'avait été cette période charnière entre le Moyen Âge et les temps modernes. Du point de vue d'aujourd'hui, cette époque se révèle d'une surprenante actualité.

Aujourd'hui avant tout connu comme créateur de la *Danse macabre de Berne*, Niklaus Manuel était à la fois peintre, dessinateur, mercenaire, homme de lettres, politicien et diplomate. Ces multiples facettes font de lui un personnage parmi les plus marquants au seuil des temps modernes (fin du XV^e–début du XVI^e siècle). De nouveaux médias (l'imprimerie), de nouveaux mondes (découverte de l'Amérique), de nouvelles connaissances (Renaissance) et une nouvelle foi (la Réforme) ont marqué cette époque de bouleversement spectaculaire dans l'histoire européenne.



DES THÈMES EXISTENTIELS

La Réforme vient briser une conception chrétienne commune du sens de la vie. Des thèmes existentiels comme l'amour, la violence et la mort acquièrent une nouvelle urgence. Dans la Confédération de l'époque, les questions portant sur «l'étranger» et «le spécifique», la cohésion et la séparation, ainsi que l'influence exercée par des puissances étrangères et des bailleurs de fonds extérieurs passent au premier plan. La vie et l'oeuvre de Niklaus Manuel reflètent ces thèmes de multiples façons.

LE MONDE DES OBJETS ET LEUR MISE EN SCÈNE

L'exposition a présenté une bonne partie de l'oeuvre pictural, dessiné et littéraire de Manuel. S'y ont ajoutés les oeuvres d'artistes contemporains tels que Dürer, Baldung Grien ou Urs Graf ainsi que des livres, des armes, des costumes, des tapisseries, des peintures sur verre, des sculptures et des objets de la vie quotidienne. Les oeuvres provenaient des collections du Musée d'Histoire de Berne et de celles de plus de trente prêteurs de Suisse et d'Europe. La scénographie spectaculaire de l'exposition, envisagée comme un espace urbain, (conception: szenographie valentine koppenhöfer) suit la biographie mouvementée de Niklaus Manuel.

VOM SPÄTANTIKEN MAUSOLEUM ZUR PFARRKIRCHE

EINE NEUE PUBLIKATION ZUR KIRCHE VON BIEL-METT

MEDIENMITTEILUNG DES ARCHÄOLOGISCHEN DIENSTES DES KANTONS BERN

3. NOVEMBER 2016

1 *Reformierte Kirche von Biel-Mett. Aufnahme 2016. Foto: © Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Badri Redha.*

Kein anderes Gotteshaus im Kanton Bern kann auf eine längere Tradition zurückblicken als die Stephanskirche in Biel-Mett. Sie ging aus einem antiken Mausoleum mit einer hochrangigen Bestattung hervor. Aber auch die Familiengrablege in der frühmittelalterlichen Kirche ist einzigartig. Der Archäologische Dienst des Kantons Bern hat in einer Publikation die Auswertungsergebnisse herausgegeben.

Die Grabung in der Kirche Biel-Mett geht auf die Jahre 1975/76 zurück und war ein Meilenstein, folgten doch in den folgenden Jahrzehnten viele weitere Kirchengrabungen im Kanton Bern. Die dabei erschlossenen Fundstellen sind insofern von Bedeutung, als am Ort mittelalterlicher Kirchen in aller Regel bereits im Frühmittelalter oder in römischer Zeit gesiedelt wurde. 1978 wurden die Funde von Biel-Mett teilweise veröffentlicht und dadurch international bekannt; die Gesamtauswertung stand jedoch aus. Es unterstreicht deren Bedeutung, dass sich jetzt ausgewiesene Spezialistinnen und Spezialisten bereit erklärt haben, die Ausgrabung Jahrzehnte später aufzuarbeiten.

CHRISTLICHE KIRCHE UND SPÄTANTIKES MAUSOLEUMS

Die Auswertung zeichnet die Geschichte der Kirche und ihres Ortes nach. Diese beginnt mit dem Mausoleum des 4. Jahrhunderts n. Chr., welches nach römischem Brauch an einem Verkehrsweg stand. An dessen Stelle wurde um 700 die erste Kirche errichtet. Der Ort der Kirche wurde vermutlich in bewusster Anknüpfung an die spätrömische Tradition gewählt. So diente die Kirche der Bestattung von Angehörigen des Kirchengründers und der Oberschicht.

Die Kirche erfuhr in den folgenden Jahrhunderten mehrere Neu-



2 Mit Schliffdekor verzierter Glasbecher aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr., der dem im spätrömischen Mausoleum bestatteten Mann ins Grab mitgegeben wurde. Foto: © Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Badri Redha.

3 Biel-Mett. Frühmittelalterliche Bestattungen in Steinkistengräbern. Aufnahme 1975. Foto: © Pali Berg.

und Umbauten, bis sie 1923 ihre heutige Form erhielt und 1974 bis 1977 umfassend restauriert wurde. Seit 1528 dient sie dem reformierten Gottesdienst.

SKELETTE UND GRABBEIGABEN

Anthropologische Untersuchungen legen nahe, dass einige der in der frühmittelalterlichen Kirche bestatteten Personen verwandt waren. Auffällig ist insbesondere die ausserordentliche Grösse der Männer mit rund 176 cm.

Die Ausgrabungen förderten bedeutende Fundstücke zutage. Neben römischen Architekturfragmenten sind vor allem die spätantiken Gläser hervorzuheben – eines davon ist mit Schliff-



dekor aufwendig verziert (vgl. Abb. 2) –, die dem im Mausoleum bestatteten Mann ins Grab mitgegeben wurden. Zu erwähnen ist auch die ebenfalls hier aufgefundene vergoldete Gewandschliesse (Fibel) aus Bronze.

Sie kennzeichnete deren Träger als hochrangige Person des Militärs oder Staatsdienstes. Weitere herausragende Funde sind frühmittelalterliche Gürtelbeschläge.

BUCH UND INFORMATIONSTAFEL

Mit der Publikation zu Biel-Mett eröffnete der Archäologische Dienst die neue Buchreihe «Hefte zur Archäologie im Kanton Bern». Diese soll dank Vereinfachungen in Layout, Druck und Ausrüstung Forschungsergebnisse günstiger publizieren.

Mit der neuen Publikation ging eine Auffrischung der archäologischen Vermittlung vor Ort einher. Die Jahrzehnte alten, grossen Informationstafeln wurden durch eine schlanke Stele ersetzt, welche den Blick auf den Platz mit dem Bauensemble von Kirche und altem Pfarrhaus freigibt. Erneuert wurde auch die

Ausstellungsvitrine. Der Glasbecher, eine Kopie der Grabbeigabe aus dem spätantiken Mausoleum, wurde durch eine neue Replik ersetzt – die Sonneneinstrahlung hatte den figürlichen Schliffdekor der alten unkenntlich gemacht.

PUBLIKATION

EGGENBERGER Peter et al., 2016: Vom spätantiken Mausoleum zur Pfarrkirche. Die archäologische Untersuchung der Kirche von Biel-Mett. Hefte zur Archäologie im Kanton Bern 1. 276 S., 274 Abb. Bern.

Preis: CHF 34.–
ISBN 978-3-9524659-1-2

Erhältlich beim Archäologischen Dienst des Kantons Bern (ADB), adb@erz.be.ch, Tel. 031 633 98 00 oder im Buchhandel.



3

IMPRESSUM / ADRESSEN

VORANZEIGE
KGS FORUM 29/2017

(erscheint im August 2017)

29/2017:
Inszenierung von Kulturgut

Mise en scène
de biens culturels

Messa in scena
di beni culturali

Showcasing
Cultural Property

IMPRESSUM

© Bundesamt für Bevölkerungsschutz BABS,
Fachbereich Kulturgüterschutz KGS, Bern 2017 ISSN 1662-3495

Herausgeber: BABS, Fachbereich Kulturgüterschutz KGS

Konzept: Rino Büchel, Hans Schüpbach, Eveline Maradan El Bana,
Laura Albisetti, Olivier Melchior

Redaktion, Layout: Hans Schüpbach

Übersetzungen: Alain Meyrat, Anne-France Meystre (f), Marinella
Polli, Caroline Sulmoni, Peter Waldburger (i), Elaine Sheerin (e)

Auflage: 2000; 17. Jahrgang

Web: www.kgs.admin.ch/ oder www.kulturgueterschutz.ch/

GIS-Anwendung KGS-Inventar:
<https://map.geo.admin.ch/?topic=kgs>

Hinweis

Das KGS Forum dient als Plattform, um verschiedene Themen aus dem Bereich Kulturgüterschutz möglichst vielfältig und aus unterschiedlichen Blickwinkeln vorzustellen. Die Beiträge geben die Meinung der Autorinnen/Autoren wieder und sind somit nicht zwingend deckungsgleich mit dem Standpunkt des Bundesamtes oder der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

KGS ADRESSEN / ADRESSES PBC / INDIRIZZI PBC / ADRESSES PCP

Bundesamt für Bevölkerungsschutz BABS
Fachbereich Kulturgüterschutz KGS
Monbijoustrasse 51A
3003 Bern

Tel. Loge: +41 (0)58 462 50 11

Web: www.kulturgueterschutz.ch oder www.kgs.admin.ch
www.bevoelkerungsschutz.ch (Navigation: Themen / Kulturgüterschutz)

Büchel Rino Chef KGS, Internationales rino.buechel@babs.admin.ch Tel.: +41 (0)58 462 51 84

Albisetti Laura Grundlagen laura.albisetti@babs.admin.ch +41 (0)58 465 15 37

Maradan El Bana Eveline Ausbildung rose-eveline.maradan@babs.admin.ch +41 (0)58 462 52 56

Melchior Olivier Projekte, Ausbildung olivier.melchior@babs.admin.ch +41 (0)58 463 34 63

Schüpbach Hans Information, Inventar hans.schuepbach@babs.admin.ch +41 (0)58 462 51 56

Kantonale KGS-Verantwortliche / Mitglieder Schweizerisches Komitee für Kulturgüterschutz:
www.kgs.admin.ch/ -> Organisation (unten an der Seite finden Sie die Links mit Adresslisten)



10



2



1



6

Die Abbildungen in Farbe (von oben links nach unten rechts) gehören zu den folgenden Texten im Heftinnern: Abb. 10: S. 46, Bild 10 / Abb. 2: S. 12, Bild 2 / Abb. 1: S. 35, Bild 1 / Abb. 6: S. 89, Bild 6 / Abb. 3: S. 96, Bild 3 / Abb. 4: S. 88, Bild 4. Legenden und Copyrightverweise finden sich ebenfalls dort.



3



4